

Ueber die  
urgeschichtlichen und im besonderen die germanischen  
**Bauwerke in Niederösterreich**

und ihre Beziehung zum Volkswesen.

Von

DR. M. MUCH.

---

Vortrag, gehalten am 30. Jänner 1884.

*Mit 7 Abbildungen im Texte.*



Wenn ich versuche, die urgeschichtlichen Bauwerke in Niederösterreich zu beschreiben, so werden Sie im vorhinein überzeugt sein, dass ich Ihnen nicht von neu entdeckten Ruinenstätten, von verfallenen Säulenhallen, von dem Schutt von Palästen berichten werde; diese wären längst bekannt und hundertfach beschrieben, gezeichnet, besprochen. In Wirklichkeit ist es dem äusseren Anscheine nach oft wenig mehr als ein Wall oder Hügel, worauf ich aufmerksam machen kann, kaum anders aussehend als die Hügel ringsherum, zuweilen überschattet vom Walde, umspinnen von wilden Rosen und Dornestrüpp oder eingeebnet von Wind und Wetter, dass nun der Landmann mit dem Pfluge seine Furchen darüber zieht, ohne Ahnung, dass er über ein Heiligthum oder über die aufgewühlte Asche seiner Urväter schreitet. Denn die Bedeutung dieser Hügel ist längst dem Gedächtnisse der Menschen entschwunden, achtungslos sind wir selbst viele Male an ihnen vorübergegangen, und wenn sie je der umwohnenden Bevölkerung durch ihre Gestalt oder ihre vereinzelte Erscheinung auf rings ausschauender Höhe oder auf der weiten Ebene oder inmitten ihres Dorfes aufgefallen sind, so wurden sie zu Ereignissen in

Beziehung gebracht, von denen der Volksmund noch überhaupt zu erzählen wusste. Dann heisst es wohl, die Franzosen oder die Schweden haben zum Andenken an ihre Anwesenheit oder einem Führer zu Ehren jene Hügel mit ihren Helmen zusammengetragen. Es lebt wohl in dieser Anschauung noch eine dunkle Erinnerung an die alte Bedeutung, aber die handelnden Personen wurden versetzt und an die Stelle der wirklichen Erbauer traten Personen und Völker unserer Aera.

Wie einst die von Wotan aus ihrem Grabe gerufene Seherin, könnten diese Hügel sagen:

„Schnee beschneite mich, Regen beschlug mich,  
Thau beträufelte mich, todt war ich lange.“

Doch so wie Wotan, der Allweise, von bangen Vorahnungen bewegt, die Seherin veranlasst, über die Zukunft des Geschlechtes der Götter ihren Ausspruch zu fällen, so treten wir an die in altersgrauer Zeit aufgeschütteten Hügel, um ihnen Kunde über die Vergangenheit zu entlocken. Und sie vermögen sie in umfassendem Masse zu geben, wenn wir nur die Zauberformel, die uns die Wissenschaft an die Hand gibt, richtig anzuwenden verstehen.

Man wird selbstverständlich nicht erwarten, dass aus der urältesten Zeit der menschlichen Besiedlung unseres Heimatlandes irgend ein Bauwerk, wenn auch in noch so herabgeminderter Erscheinung übrig sein sollte. Jene Menschen, die damals Niederösterreich bewohnten, dachten kaum daran, sich eine feste Hütte aus Zweigen zu bauen, viel weniger ein Haus für die

Götter, an das der Kunstsinn gesitteter Völker seine ganze Kraft zuerst verwendet. Es waren Jäger, welche an den Hügelsäumen des Donaulandes, an der March, am Kamp der Fährte des Elefanten, des Nashorn und Riesenhirschen folgten, um sich ihrer in Fallgruben oder mittelst vergifteter Wurfspeere zu bemächtigen. Ihr Geräth, das nun auf ihren Lagerplätzen wieder aufgelesen wird, ist aus Stein oder Knochen verfertigt und von solcher Einfachheit, wie wir es heute bei keinem der lebenden wilden Völker mehr finden. Die ausserordentliche Unzulänglichkeit ihrer Werkzeuge machte es ihnen unmöglich, einen Baum zu fällen, einen Stein zu sprengen, ja sie hatten noch nicht einmal daran gedacht, aus Thon ein Gefäss zu kneten. Ihre Wohnung hatten sie in natürlichen Felshöhlen, in denen wir nicht selten ihr hinterlassenes Geräth und die Knochen der verzehrten Thiere finden, oder am Fusse steiler Abhänge, wo sie Schutz vor Sturm und Wetter suchten, oder an Gewässern, wo sie vielleicht aus Zweigen ein dürftiges Dach flochten, welches der nächste Wind wieder zerriss und auseinander trug. Dass von diesen flüchtigen Bauwerken, die wir eher dem Neste eines Vogels oder dem Lager des Bären vergleichen könnten, jede Spur verweht ist, ist zweifellos; aber auch sonst haben diese Wilden dem Boden nirgends ein Mal aufgeprägt, das von ihnen Kunde gibt.

Nicht anders war es bei dem Volke, welches nach den Mammutjägern im Lande lebte. Wie es scheint, waren es Hirten, ähnlich den uralischen Völkerschaften, die

von dem Fleische halbwilder Renthier- und Pferdeheerden lebten, wenigstens haben wir auch bei uns Höhlen aufgefunden, in denen die Zeugnisse ihrer Existenz in grosser Zahl enthalten waren, bestehend in Werkzeugen und Schmuck aus Stein und Bein, in Asche und Kohle und in einer grossen Menge vorwiegend vom Renthier und Pferd stammender Knochen. Ihr ganzes Geräth ist kaum weniger dürftig als das der Mammutjäger, ihre Wohnung sicher nicht besser gewesen. Staunenswerth bleibt es immerhin, wie sie es vermochten, durch die wildesten Schluchten hindurch, wo zwischen Fels und Fluss kaum noch Raum, den Fuss darauf zu setzen, erübrigt, auf die Hochplateaux vorzudringen, wo die Heerden ihrer Thiere weideten.

Auch von ihrer Hand wurde keine Scholle bewegt, kein Stein über den andern gelegt; ohne die grosse Widerstandsfähigkeit ihres armseligen Nachlasses an Geräth und Schmuck wären auch sie spurlos vom Boden verschwunden.

Ein unendlich frischeres und freudigeres Bild erhalten wir aus der Gesammtheit der Reste der nun folgenden culturgeschichtlichen Periode. Nicht Jäger oder Hirten, sondern Ackerbauer waren nun hereingekommen mit voller Ausrüstung von Culturmitteln aller Art, durch deren Ausnützung eine gedeihliche Entwicklung ermöglicht wurde. Sie hatten Hausthiere, Getreide und Lein, den Arbeitszwecken besser angepasste und darum auch mannigfaltigere Werkzeuge aus Stein und Knochen, vielleicht auch etwas Metall und

endlich die Kunst mitgebracht, aus Thon dauernde Gefässe zu erzeugen.

Die Culturverhältnisse dieser neuen Völkerschaften gestatteten kein unstetes Wandern, schon die Menge ihres Besitzes würde dieses erschwert haben, der Ackerbau machte es geradezu unmöglich, und so sehen wir, wie sie schon in allerfrühester Zeit, also unmittelbar nach ihrer Einwanderung im mittleren Europa feste, dauernde Wohnsitze begründeten. Es ist noch nicht genügend festgestellt, was sie veranlasste, in Seen und Mooren an geeigneten Stellen, meistens am Ausflusse derselben, in seichten sonnigen Buchten Pfähle in den Grund zu treiben und auf deren Gerüste ihre dorfähnlichen Ansiedlungen zu errichten, wo sie oft in grosser Zahl mit ihren Hausthieren wohnten und ihre Vorräthe bargen.

Diesem ans Wunderbare grenzenden Drange verdanken wir die genauesten Kenntnisse nicht nur über die Culturzustände der Pfahldorfbewohner im Allgemeinen, sondern auch über den Bau dieser merkwürdigen Ansiedlungen im Besonderen. Abfälle aller Art, Kehricht und der Dünger der Ställe sammelte sich auf dem Grunde des Wassers allmähig zu mächtiger Schichte, welche nicht nur die Asche und Kohlen der Herde, die Knochen der verzehrten Thiere, die abgenützten Werkzeuge, die zerbrochenen Thongeschirre, sondern auch Alles, was unabsichtlich ins Wasser fiel und unterging, insbesondere wohlerhaltene Gefässe, Geräte aus Stein und Metall, zuweilen selbst mensch-

liche Leichname in sich aufnahm; ja oftmals, wenn eine Feuersbrunst das dürre Gebälke ergriff, sank der ganze Bau in die Tiefe, alle Vorräthe, alle Schätze der Bewohner in den Fluthen begrabend.

Auf diese Weise sammelten sich im Grunde von Seen und Sümpfen wohlerhalten ganze Museen von archäologischen Schätzen, welche zuweilen bis ins kleinste Detail gehende und oft sicherere, weil unmittelbare Kunde geben, als es schriftliche Nachrichten zu thun vermöchten.

Die Pfahlbauten selbst gehören zu den merkwürdigsten Bauwerken der Vergangenheit unserer Länder. Wenngleich nur in Bruchstücken vorhanden, soweit sie nämlich die wunderbar conservirende Kraft des Grundes der Seen und Moore erhalten hat, ist es doch möglich, sie ideal wieder herzustellen. Sie sind aus einer grossen Zahl von Abbildungen genügend bekannt; ich bemerke nur, dass eine der charakteristischen Erscheinungen in der Art der Hüttenwände besteht, welche aus Ruthenflechtwerk mit einem Lehmanwurf hergestellt wurden. Bei den vielen Feuersbrünsten, welche die Pfahldörfer so oft heimsuchten, wurde das Flechtwerk wohl zerstört, der Lehmanwurf aber gleichzeitig hart gebrannt, und dieser zeigt nun den genauen Abdruck des Flechtwerkes.

Pfahlbauten in Gewässern wurden bis jetzt in Niederösterreich nicht gefunden, wohl aber unfern der Grenzen des Landes, nämlich in den oberösterreichischen Seen und im Neusiedler See; sie werden in unserem

Lande vertreten durch feste Ansiedlungen auf isolirten Bergplateaux oder doch nach mehreren Seiten abfallenden Anhöhen, Oertlichkeiten, die offenbar der leichteren Sicherung gegen feindliche Angriffe wegen gewählt wurden. Es ist aber nicht unwahrscheinlich, dass auch in diesen Landansiedlungen die Hütten auf Pfählen standen, wie man dies z. B. in Oberitalien nachweisen zu können glaubt, und wie das noch heute bei uncivilisirten Völkern oftmals der Fall ist. Abbildungen aus späterer Zeit, insbesondere die Art, wie die Bilder der Trajanssäule in Rom die Hauptstadt der Daker darstellen, lassen mit einiger Sicherheit auf dieselbe Bauweise auch in den prähistorischen Ansiedlungen Niederösterreichs schliessen. Gewiss ist, dass die übrige Bauart die gleiche gewesen ist, da wir die nämlichen hartgebrannten Stücke des Wandbewurfes finden. Derselbe wurde sowohl innen als aussen aufgetragen und zuweilen mit lichterer Farbe überstrichen.

Von anderen Bauten als den zur unmittelbaren Benützung der Menschen und ihrer Hausthiere dienenden Wohnungen zeigt sich in der ersten Pfahlbautenzeit in unserem Lande noch keine Spur, obwohl man im Norden und Westen Europas in derselben Zeit den Wohnungen der Todten bereits eine grosse Aufmerksamkeit und Mühe angedeihen liess.

Auch in den darauf folgenden Perioden, in denen der allgemeine Besitz der Metalle die geistige und materielle Kraft des Menschen um ein Vielfaches erhöhte, in denen wir eine bedeutende Entwicklung des Schön-

heitssinnes und des religiösen Gefühles wahrnehmen, wird noch immer der Drang nicht rege, dauerndere Denkmale für die Verstorbenen oder grössere Bauwerke als Wohnung oder doch als Opferplatz für die Gottheit zu schaffen. Es bleiben selbst die Wohnungen der Lebenden noch lange Zeit bei jener ursprünglichen Einfachheit, die wir auf den Pfahlbauten und in den gleichzeitigen Landansiedlungen getroffen haben; ja sogar in der ersten germanischen Zeit finden wir noch immer das aus Flechtwerk bestehende Haus, nur dass daneben auch schon aus Balken gezimmerte oder aus Lehmguss bestehende Wände vorkommen.

Es ist merkwürdig, mit welcher Zähigkeit festgewurzelte Gebräuche trotz des Fortschrittes in allen übrigen Richtungen, trotz der steigenden Bedürfnisse und der Hilfsmittel für ihre Befriedigung sich durch Jahrtausende erhalten. Wir haben nämlich den uralten Flechtwerkbau noch heute in Niederösterreich, zwar nicht in Anwendung auf menschliche Wohnungen, wohl aber auf Vorrathshäuser. In Roggensdorf bei Wullersdorf und sicherlich noch in manchem anderen Orte bestehen die Wände der Scheuern aus dem nämlichen Flechtwerk wie die Hütten der Pfahldörfer und mit dem nämlichen Lehmewurfe; die stärkeren Holzsäulen dienen mehr als Träger des Daches denn als Stütze der schwachen Wände.

Es darf uns daher nicht wundern, wenn das älteste Haus unserer germanischen Vorfahren nicht anders gewesen ist. Abgesehen von den Funden,

welche den Flechtwerkbau an sich schon zweifellos machen, zeigen uns auch die Darstellungen auf der sogenannten Antoninssäule in Rom, welche die Kriege des Kaisers Marc Aurel in unserem Lande verherrlichen, die deutlich aus Flechtwerk bestehenden, zum Theile viereckigen, zum Theile runden und bienenkorbähnlichen Hütten der Markomannen und Quaden.

Ebenso sicher führt uns unsere Sprache darauf; ihr ist das Wort „Mauer“ fremd, bei dem mehrmals gebrauchten Worte „Wand“ denken wir allerdings an nichts Anderes als an eine aus Steinen oder Ziegeln aufgeführte Mauer, und doch bedeutet es eigentlich und ursprünglich Ruthe, und es sagt uns sonach sein Inhalt, dass die Umfassung des Hauses, sowie die scheidenden Theile desselben einmal aus ineinander gefügten Ruthen bestanden haben müssen. Zu dem gleichen Schlusse führt das Wort „Laube“, welches einen meist nach auswärts gekehrten, jetzt häufig gemauerten Bestandtheil des Hauses bedeutet, nämlich die am Hause oder um dasselbe laufende Gallerie, sowie die in vielen böhmischen (Budweis), schweizerischen (Bern) und anderen Städten noch erhaltenen Laubengänge an der Strassen-seite.

Es muss in hohem Grade auffallen, dass das Volk der Germanen, welches, kaum aus dem Dunkel seiner Verborgeneitherausgetreten, binnen wenigen Jahrhunderten dahin gelangt, die Weltherrschaft als Erbe der Römer zu übernehmen, in solcher Uncultur versunken zu sein scheint, wie es die ursprüngliche Einfachheit

seiner Wohnungen andeuten könnte. Allein der Schluss aus der Einfachheit der Wohnung und des Hauses auf eine tiefere Culturstufe ist ein verfehlt, weil jene auch durch andere Ursachen bedingt sein kann.

Wir bemessen die Cultur der Völker in der Regel nur von einem Standpunkte aus, von demjenigen nämlich, den wir gewöhnlich selbst einnehmen, und daher selten in ihrer Gesammtheit, sondern nur nach einseitigen Erscheinungen. Dieselben Völker werden sich dem Philologen, dem Techniker, dem Künstler sehr verschieden zeigen, und daher wird beispielsweise dem Staatsmanne das alte Rom höher stehen als das alte Griechenland, für das sich der Künstler begeistert. Beeinflusst wird unser Urtheil ausserdem noch durch die persönlichen Beziehungen mannigfacher Art, die bei den meisten Menschen, wenn auch nicht immer bewusst, sich geltend machen; Neigung wird Manches schöner und grösser sehen, Manches übersehen lassen, Abneigung unser Urtheil verschärfen.

Aber auch Derjenige, der die Dinge unbefangen betrachtet, wird doch zuerst durch die äussere Erscheinung, durch das, was das Auge sieht, geleitet; daher wird unser Urtheil über ein Volk zu allermeist durch seine Bauwerke bestimmt, denn sie sind es, welche dem Lande den Charakter verleihen. Die Zahl und Grösse der menschlichen Siedlungen, die Art ihrer Vertheilung, die Wahl der Oertlichkeit für sie, der Wechsel der Städte und Dörfer, der Landhäuser und Schlösser, kurz alle Bauwerke im weitesten Sinne sind

es, welche das eine Land von dem anderen unterscheiden, welche es anziehend oder abstossend erscheinen lassen.

Es muss aber auch zugestanden werden, dass ein Volk kaum durch irgend eine andere Aeussereung seiner Thätigkeit seinen Charakter so zum Ausdrucke bringen kann wie durch seine Bauwerke.

Wenn nun schon in der Gegenwart, in der uns alle Mittel, ein Volk in seinem Wesen kennen zu lernen, zu Gebote stehen, die Bauwerke das Bestimmende in unserem Urtheile sind, um wieviel mehr dann, wenn die Völker längst aus den Reihen der Lebenden verschwunden sind, wenn die Quellen der geschriebenen Geschichte und der Ueberlieferung nur spärlich fliessen, wenn oft nur die Steine gegen die Himmel ragen, die ihre Hand geformt und nach Winkelmass und Richtigkeit in- und übereinander gefügt hat. Wenn uns von dem alten Rom nichts Anderes übrig geblieben wäre als seine in allen Mittelmeerländern zerstreuten Baudenkmale, so würden wir doch mit vollem Rechte aus ihnen auf seine einstige politische und geistige Grösse schliessen dürfen.

Und doch werden die Urtheile, die wir aus den Bauwerken der Völker über ihre Cultur schöpfen, der grössten Vorsicht bedürfen, da wir nur zu leicht in den Fehler der Verallgemeinerung verfallen, d. h. aus einzelnen Erscheinungen auf die Gesammtheit der Culturzustände schliessen. Alle kriegerische Tüchtigkeit und staatsmännische Kunst können einseitig ausgebildete Eigenschaften eines Volkes sein, und wir würden

mit Recht fragen, ob sich denn auch die übrigen bürgerlichen Tugenden in den Baudenkmalen der Römer mit gleicher Sicherheit offenbaren? Ja noch mehr, die römischen Tempel, Paläste und Militärbauten am Rhein und am Euphrat, an den Alpen wie am Saume der lybischen Wüste, bezeugen uns wohl die Erfolge ihrer kriegerischen und diplomatischen Kunst, aber ergibt sich uns aus ihnen mit gleicher Gewähr auch die Befähigung der Römer für die bildende Kunst? Haben diese Baudenkmale nicht etwa fremde Hände aufgerichtet, oder leuchtet nicht wenigstens ein fremder Geist aus ihnen?

Und doch, wenn wir uns wirklich sagen müssten, hier vermittelten die Phöniker, hier waren Etrusker thätig, hier waltet griechischer Geist, ja wenn selbst nachgewiesen würde, dass an all' den römischen Bauwerken keine römischen Hände schufen, war darum das römische Volk weniger gross?

Ich habe alle diese Fragen gestellt, um zu zeigen, in welche Irrthümer man bei der Bemessung der Culturzustände der Völker verfallen kann, selbst dann, wenn uns so unmittelbare Quellen für unsere Kenntniss zur Verfügung stehen, wie es die Baudenkmale zu sein scheinen. Man hat sich aber ganz daran gewöhnt, die alten Völker nach ihren Bauwerken zu beurtheilen und zu überschätzen und hierin schliesslich so weit zu gehen, jenen Völkern, welche gar keine Bauwerke geschaffen haben, kurzweg jede Cultur abzusprechen.

Dieses Unrecht begeht man insbesondere den nordischen Völkern, den Germanen und Slaven gegen-

über, denn sie haben keine Baudenkmale hinterlassen, welche mit denen des Südens in irgend einer Weise verglichen werden könnten. Unsere Vorfahren sollen daher wahrhaftige Barbaren gewesen sein. Kein Mauerwerk gibt Zeugniß von dem Bestande von Städten oder auch nur geschlossenen Siedlungen, die Germanen müssen daher, so sagen noch heute anerkannte Historiker, Nomaden gewesen sein, die unstet mit ihren Heerden von Weide zu Weide zogen und nur zeitweilig, von Kriegs- und Beutelust erfasst, drohend an die Pforten Roms pochten.

Dazu kam noch, dass die Historiker einheimische Quellen, aus denen Kunde über die Vergangenheit unserer Völker fließt, vollständig vernachlässigten und diese lediglich durch die Brille der Philologen betrachteten, deren Orakel aller Weisheit die römischen und griechischen Schriftsteller sind.

Hat man dann aber auch je die Wahrheit dieser Berichte geprüft, hat man nie bedacht, dass jene Schriftsteller den Feinden der nordischen Völker angehörten, dass sie zumeist von Hass und Verachtung gegen sie erfüllt waren, ihre Tugenden läugneten, ihre Fehler vergrößerten, ihre Culturzustände entstellten? Alle sahen in ihnen und ganz besonders in den in wachsender Jugendkraft erblühenden Germanen vorahnend die einstigen Vernichter Roms, und selbst der edle Tacitus, der ihnen noch am meisten gerecht wird, kann den von seinem Standpunkte ganz begreiflichen Wunsch nicht unterdrücken: O möchten sie sich doch durch

ihren gegenseitigen Hass vernichten, da des Reiches Verhängniss jetzt, wo wir uns durch eigene Kraft nicht mehr helfen können, nur mehr abzuwenden ist durch ihre Zwietracht!

Wenn wir den Berichten dieser Schriftsteller und ihrer Interpretatoren glauben müssten, dann wären freilich die Germanen Jäger und Nomaden gewesen, denen man kaum die ersten Anfänge des Ackerbaues zugestehen dürfte. Tacitus schreibt ja, unser Land sei von schweren Nebeln umlagert, durch welche nur selten die freundliche Sonne dringt, und es sei bedeckt von undurchdringlichem Urwald und abscheulichem Sumpf, unheimlich einem Jeden, dem sie nicht Vaterland sind. Wenn auch der Boden ergiebig sei, so gedeihen doch Obstbäume nicht, der Germane versuche nicht einmal sie zu pflanzen, seine einzige Freude sei das Vieh und nach Plinius wäre seine Liebblingsspeise der Haferbrei. Das Alles wird von unseren Historikern getreulich und ohne Kritik nacherzählt, ja ein Lesebuch für österreichische Gymnasien weiss sogar zu berichten, dass unsere Vorfahren zur Zeit des Tacitus „von Kräutern und Wurzeln, von Waldbeeren, Baumfrüchten und Vogeleiern“ gelebt und Fische und Fleisch zum Theile roh verzehrt haben.

Braucht es noch mehr, um auch am Rhein und an der Donau den australischen Wilden fertig zu bringen? und müssen Sie, geehrte Anwesende, es nicht als eine Vermessenheit betrachten, wenn ich nun von Bauwerken aus jener Zeit sprechen will?

Ich müsste wohl selbst zweifeln, meiner Aufgabe gerecht zu werden, wenn ich mir eine diesbezügliche Nachricht des Tacitus vor Augen halte, des Inhalts, dass die Germanen nicht in Städten oder Dörfern wohnen, jeder siedle, wo es ihm gut dünke, und sein Haus frei und allein stelle; Alles sei von Holz, plump und ohne Gefallen für das Auge. Hier liege er, wenn er nicht gerade auf der Jagd aus sei, halbnackt, nur mit einer Haut über den Rücken, tagelang am Herdfeuer, um seine Zeit mit Nichtsthun, Schlafen, Essen und Trinken zu verbringen, in der strengen Winterkälte aber verkrieche er sich in Erdlöcher, über die er seine Dunghaufen werfe! Kann man noch glauben, dass ein solches Volk auch nur einen Stein aufgerichtet habe als Denkzeichen für die kommenden Geschlechter?

Sehen wir uns aber die Verhältnisse genauer an, so werden wir bald ein anderes, und zwar ein viel freundlicheres und lebensfrischeres Bild gewinnen, als es uns die Feder der Philologen gezeichnet hat. Um noch kurz bei dem Ackerbau zu verweilen, der ja die Grundlage aller Cultur ist, so stellt er sich weit intensiver und umfassender dar, als es nach den Berichten der Schriftsteller scheinen könnte. Schon Pytheas fand Getreide- und Hirsebau und Bienenzucht bei den Landesbewohnern an der Nordseeküste, und er erzählt, dass sie das Getreide in Scheuern dreschen, und dass dieses sowohl als der Honig ihnen zur Bereitung von Getränken diene. Das war 300 Jahre vor Christus! Und späterhin? Unzählige Male haben die römischen Heere,

von denen Cäsar's angefangen, sich auf den fruchtreifen Feldern der Germanen mit Getreide versorgt. Um nur ein Beispiel zu geben, will ich kurz mittheilen, wie es mit dem Ackerbau in unserem eigenen Heimatlande, in Niederösterreich, zur Zeit des Kaisers Marc Aurel, also etwa ums Jahr 180 nach Christus stand. Lange Jahre schon hatte der grosse Markomannenkrieg an beiden Ufern der Donau mit so manchem Schlag und Gegenschlag gedauert, jeden Widerstand niederwerfend waren Markomannen und Quaden wiederholt in die römischen Provinzen eingefallen, Beute und Kriegsgefangene mit fortschleppend, ganze Heere der Römer waren spurlos verschwunden; doch auch diesen war es, und zwar mehr durch Entzweiung ihrer Gegner als durch ihre eigene Tüchtigkeit, auf dem Schlachtfelde gelungen, das Kriegsglück zeitweilig an ihre Adler zu fesseln, in die Gebiete der Markomannen und Quaden jenseits der Donau einzudringen und dort Castelle anzulegen. Deren Besatzungen belästigten das Volk in jeder Weise, so dass sich dasselbe endlich durch Gesandte darüber beschwerte, dass ihnen die Soldaten weder Viehzucht, noch Ackerbau, noch andere Geschäfte in Ruhe zu treiben gestatteten, obwohl sie mit Bädern und allen Bedürfnissen im Ueberflusse versorgt worden seien, und die Quaden waren nahe daran auszuwandern. Trotz dieser Bedrückung durch die Römer und trotz der ungeheuren Verwüstungen durch den langen, mit furchtbarer Grausamkeit geführten Krieg konnten sich die Markomannen bei dem Friedensschlusse

verpflichten, ungeachtet des bei demselben ausdrücklich ausgesprochenen augenblicklichen Mangels jährlich eine bestimmte Menge an Getreide zu liefern, während die Quaden in einem schon früher abgeschlossenen Separatfrieden Heerden von Rindern und Pferden geliefert hatten.

Wir sehen daraus, dass der Ackerbau im zweiten Jahrhunderte n. Chr. in Niederösterreich schon einen solchen Umfang hatte, dass er einen Ueberschuss an Getreide über das eigene Bedürfniss lieferte, dass daher die Behauptung der Dürftigkeit und Unzulänglichkeit des Ackerbaues der Germanen berichtigt werden muss.

Einem anderen unserer Heimatländer gebührt auch der Ruhm, das wichtigste Ackergeräth, ja das wichtigste Geräth der Menschheit, den Pflug, wesentlich vervollkommnet zu haben. Wie noch heute unsere Ackerbaugeräthe besser sind als die römischen, so war es schon damals. Plinius berichtet hierüber, dass man zuerst im gallischen Rhätien, also etwa im heutigen Deutschtirol, dem Pfluge das Radgestell beifügte. So zeichneten sich also die Bewohner Tirols schon in jener frühen Zeit durch ihre Begabung für Mechanik aus. Plinius rühmt ausserdem den Milchreichthum ihrer Kühe.

Allerdings darf der damalige Ackerbau Germaniens nicht mit demjenigen Italiens verglichen werden, wo nicht nur die dichtere Bevölkerung und der immerwährende Getreidemangel einen umfassenderen Anbau des Bodens von selbst herbeiführten, sondern auch die

Herrschaft über die ganze damals bekannte Welt und die Leckerheit der Römer hunderterlei Culturpflanzen nach Italien brachten, unter dessen mildem Himmel alle leicht gediehen. Gegen solche Vorkommnisse musste dem verwöhnten Römer der Ackerbau in Deutschland allerdings ärmlich erscheinen; dem römischen Soldaten gar, dem Heerführer Roms insbesondere mochte es oft recht ärgerlich werden, wenn er wirklich nach tagelangem Marsche auf keine Dörfer stiess, aus dessen Getreidespeichern er seinen Mundvorrath zu ergänzen beabsichtigt hatte, oder wenn die Germanen selbst ihre Dörfer zerstört, ihre Saatfelder vernichtet hatten, um dem Feinde das Vordringen zu erschweren.

Den römischen Kaufleuten, denen man es in Rom übel nahm, dass sie so leichten Herzens Rom vergessen und sich auch unter den Barbaren heimisch fühlen konnten, sind offenbar die Wälder und Sümpfe Germaniens weniger unleidlich und unheimlich gewesen als den römischen Heeren, denen sie so oft verderblich wurden.

Hatten die Römer unseren Boden nicht ungestraft betreten, dann war es nach ihren Berichten nicht die Kraft des germanischen Armes, welche den Eindringling zurückgewiesen hat, sondern die feindselige Natur des Landes. Und darum musste sie so düster gemalt werden. Ja da, als die Herrschaft des Kaisers Augustus längere Zeit hindurch von den Germanen nicht beunruhiget wurde, „da schienen die Menschen anders, das Land neu, der Himmel selbst milder und sanfter ge-

worden zu sein“. Als aber auch Germanicus und Cäcina auf dem schaurigen Felde, auf dem des Varus Gebeine bleichten, neuerdings die wuchtige Hand der Germanen fühlten, da war es der Morast und der schlüpfrige Boden des Teutoburger Waldes, auf dem die Legionen strauchelten! Ja wahrhaftig, er war schlüpfrig, dieser Boden!

Es würde mich zu weit abführen, noch eingehender die Culturzustände der Germanen in den ersten Jahrhunderten ihres geschichtlichen Auftretens zu beleuchten. Genug wenn ich beifüge, dass sie von allem Anfang an zwar nicht als ein in einem staatlichen Ganzen, wohl aber überhaupt in staatlicher Ordnung lebendes Volk erscheinen, voll nachhaltiger Kraft und Ausdauer in dem Jahrhunderte langen Kampfe, als ein Volk, das im Stande ist, den Eroberungsversuchen des auf dem Gipfel seiner Macht stehenden Römerreiches nicht nur erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen, sondern demselben dabei noch Heere, ja Heerführer und Staatsmänner zur Verfügung stellen. Germanien kann keine Stätte gewesen sein, auf der Jäger und Wanderhirten unstet und heimatlos herumzogen, nur ein Volk von Ackerbauern konnte während mehr als eines halben Jahrtausends jene ungezählten Schaaren entsenden, die fort und fort nach dem Süden drängten, auf zahllosen Schlachtfeldern vor den Mauern Roms wie vor jenen von Byzanz, an den Gestaden des grossen Oceans wie an den Küsten Kleinasiens, auf den Schneefeldern des Nordens wie im Wüstensande Afrikas ver-

bluteten, und die doch die römische Weltmacht trotz ihrer überlegenen Staats- und Kriegskunst schliesslich in Trümmer schlugen und, als die gewaltigen Wogen der Völkerwanderung sich ebneten und zur Ruhe gelangen, die Herrschaft über Europa in Händen haben!

Ich habe vielleicht länger, als es nöthig ist, bei der Darlegung der Culturzustände der alten Deutschen verweilt, weil ich Ihnen ja doch sagen musste, dass die Baukunst bei denselben ganz unentwickelt blieb und selbst die grössten Anlagen, die zuweilen eine Fülle von Kraft und von geeintem Zusammenwirken bezeugen, kunstlose Bauten sind, die in keiner Weise mit denen der südlichen Völker verglichen werden können, weil ich aber gleichwohl im vorhinein verhindern wollte, dass aus dem unentwickelten Sinne für Bauschöpfungen Schlüsse auf einen tieferen Stand der Cultur überhaupt gezogen werden.

Die allerdings auffallend geringe Entwicklung der Baukunst bei den Germanen war durch die eigenthümliche Agrarverfassung bedingt, die darin bestand, dass die ganze Feldgemarkung der Gemeinde als Gesamtbesitz gehörte und jeder Einzelne nach Massgabe des Bedarfes und Ranges seinen alljährlich wechselnden Antheil zur Bebauung zugewiesen erhielt. Es gab also kein privates oder persönliches Grundeigenthum.

Nicht auf ererbtem nomadischen Wesen, sondern auf dem Mangel des persönlichen Grundeigenthums, das durch den Gemeinbesitz nur unzureichend ver-

treten wurde, beruhte zunächst die Beweglichkeit der Germanen und die Leichtigkeit, womit sie ihre Wohnsitze aufgaben. Freilich hatte der Mangel des Privatbesitzes an Boden auch Gleichgiltigkeit gegen die Verbesserung desselben zur Folge, da er das nächste Mal einem Anderen zugewiesen wurde. Dagegen musste der Gemeinbesitz das Gefühl der Zusammengehörigkeit ungemein lebendig erhalten und die Ausbildung der staatlichen Idee fördern. Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass aus dem Gemeinbesitze die bedeutendste Quelle der Widerstandskraft gegen die Jahrhunderte dauernden Eroberungsversuche der Römer floss. Der private Grundbesitzer hängt mit Zähigkeit am Boden, er opfert lieber alles Andere, Freiheit und Volksthum, ehe er sich von der Scholle reissen lässt, die ihn nährt; aber der, welcher nur mit und durch die Genossenschaft am Boden Theil hat, ist stets bereit ihn aufzugeben, sei es, dass er mit Uebermacht bedroht wird, oder dass ein anderer mit der Waffe in der Faust erkämpft werden soll; der Einzelne weiss ja, dass er da wie dort seinen Antheil zugemessen erhält.

Aus der Gemeinsamkeit des Grundbesitzes floss die Lust und die freudige Kraft, mit der jeder Germane am Kriege theilnahm, die sonst den schwerfälligen Bauern fremd ist; sie hatte die Unterordnung des Einzelwillens unter den Gesamtwillen zur Folge und machte sie leicht und ersetzte so zum grossen Theile die damals noch wenig ausgebildete staatliche Kraft nach innen wie nach aussen.

So viel Heere die Römer auch gegen Germanien ausschickten und opferten, es war vergebens; bei der Beweglichkeit des Volkes entschlüpfte ihnen stets der Erfolg des schon errungenen Sieges. Jeder einzelne germanische Stamm konnte sich mit Leichtigkeit vor der andringenden Uebermacht zurückziehen, indem er das leere Land preisgab; nach der Wanderung tauchte er an anderer Stelle auf, setzte sich dort fest und bebaute aufs Neue das Feld. Mit Recht konnte Tacitus klagend ausrufen: „*Tam diu Germania vincitur!*“ So lange siegen wir schon über Germanien!

Der Gemeinbesitz des Bodens machte aber das germanische Volk nicht blos unbezwinglich, sondern verlieh ihm auch die Befähigung zum activen Angriffe, da es einerseits auf seinem Boden unfassbar und unverletzbar war, gleichwohl aber als wahres Bauernvolk die herrlichen, ihm wohlbekanntem Gefilde des Südens verlockend genug fand, um sie mit den eigenen winterlichen Ländereien zu vertauschen.

Die Germanen aber waren sich des Wesens und der Kraft, die im Gemeinbesitz des Feldes lag, wohl bewusst; das erhellt deutlich aus den Gründen, die sie selbst vor Cäsar für diese Einrichtung vorbrachten. Sie fürchteten nämlich, dass in Folge des Privatbesitzes die allzu grosse Gewohnheit an den Feldbau die Einzelnen beherrschen und dem kriegerischen Geiste Eintrag thun könnte, dass man bei dem Bau der Häuser mehr Sorgfalt anwenden und zu viel Rücksicht auf behagliches Wohnen im Sommer und Winter

nehmen möchte, man würde nach grossen Ländereien trachten, den Niedrigen aus denselben vertreiben und Reichthümer ansammeln; so aber sei auch der Niedrige zufrieden, weil er wisse, dass er unter allen Umständen so viel habe als der Mächtige.

Die Germanen wollten also nicht, dass die Sorge für den Besitz des Ackers den Einzelnen schwerfällig mache, sie verhinderten durch die Unterdrückung des Privatgrundbesitzes absichtlich den Bau von Häusern, welche von grösserer Dauer und der Annehmlichkeit bequemen Wohnens besser entsprochen hätten, sie überzeugten den Einzelnen, dass er durch die Gesamtheit bestehe, um seine bedingungslose Hingebung an die Gesamtheit zu erreichen, und sie wussten recht gut die Gefahr zu ermessen, welche ihnen die Fessel, die sie an die Scholle band, bereiten musste, namentlich dann, wenn sich der Grundbesitz, was sie ja ausdrücklich vermeiden wollten, in den Händen der Mächtigen sammelte, weil diese, sobald einmal die Gewalt in ihrer Hand, den Freien unter den wichtigsten Vorwänden um seine Freiheit und in ihre Botmässigkeit bringen, aber einem überlegenen auswärtigen Feinde gegenüber umsomehr zur Unterwerfung geneigt sein mussten, je grösser ihr Besitz war.

Unter den Gründen, welche die Germanen für den Gemeinbesitz des Bodens anführten, war auch der, dass es nicht wünschenswerth sei, dass auf den Bau der Häuser mehr Sorgfalt verwendet werde, um sie nicht allzu wohllich zu machen. Und in der That, wie sollte

sich auch Jemand entschliessen, mehr Mühe und Kosten auf den Bau seines Hauses zu verwenden, wenn er weiss, dass es unter Umständen doch nicht sein Eigen bleiben werde. Die Folge des Gemeinbesitzes des Bodens ist die gänzliche Verhinderung des Auflebens der Baukunst. Nicht also deshalb, weil den Germanen etwa die Befähigung für dieselbe gefehlt hat, sondern weil das Institut des Gemeinbesitzes dagegen war, entwickelte sich bei denselben die Baukunst nicht. Hätte sich in Germanien frühzeitig ein persönliches Grundeigenthum ausgebildet, dann würden wir bis in den Norden hinauf Baureste uralter germanischer Städte finden, und die Gelehrten würden dann nicht im Zweifel sein, ob hier Nomaden sesshaft gewesen, wie sie so oft sagen, oder ein bildungsfähiges Volk, in dessen Wesen es vorausbestimmt war, die Weltherrschaft zu erringen.

Aus allem bisher Gesagten ergibt sich, dass der Mangel dauernder grossartiger Bauwerke bei den Germanen nicht als Zeichen der Uncultur betrachtet werden darf, sondern im Zusammenhange mit der Pflege der kriegerischen Tüchtigkeit, mit dem Streben nach Erhaltung der Volksfreiheit und zum Theile auch mit der Absicht, neue und bessere Ländereien zu gewinnen, aufgefasst werden muss.

Dass sich die Germanen aber doch nicht auf den Bau ihrer einfachen Häuser beschränkt haben, geht aus dem eben Bemerkten hervor; wir finden nämlich, wie gleich Eingangs erwähnt worden ist, zuweilen eigenthümliche Hügel aus dem ebenen Felde sich er-

heben, oder auf sanften Abhängen, deren nähere Betrachtung ergibt, dass sie kein natürliches Gebilde, sondern ein Werk von Menschenhand sind.

Hat das Auge sich einmal an die Formen dieser Hügel gewöhnt, so findet man bald noch den einen und den andern und vermag schliesslich die Merkmale festzustellen, durch die sie sich von natürlichen Boden-erhebungen unterscheiden.

Hält man dann Umschau, so ist man überrascht durch die grosse Zahl solcher künstlicher Hügel, die sich in allen deutschen Ländern dichter oder sparsamer vertheilt finden. Besonders reich hieran ist unsere engere Heimat Niederösterreich, in der wir jetzt schon nahe an hundert finden, von denen die meisten dem unteren Manhartsviertel angehören.

Aber auch die Grössenverhältnisse sind geeignet, unser Staunen zu erregen, und wir verwundern uns, dass so mächtige Bauwerke, wie sie sich darunter finden, bis in die letzten Jahre unerkant und unerforscht bleiben konnten. Sie sind in dieser Beziehung indess sehr verschieden und wechseln von drei bis zu zwanzig und mehr Meter Höhe und decken zuweilen einen Flächenraum von mehreren tausend Quadratmetern.

Von noch grösserer Bedeutung sind jedoch die Formen. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, dass alle diese Bauwerke, obwohl sie meistens aus so beweglichem und vergänglichem Stoffe, nämlich aus blosser, oft recht lockerer Erde aufgeführt sind, dort, wo sie nicht durch gewaltsame Eingriffe zerstört wur-

den, sich wunderbar erhalten haben. Wenn nun auch die Witterungseinflüsse nicht ganz ohne Wirkung geblieben sind, so lässt sich doch überall, wo eben nicht die Hand des Menschen umgestaltend eingewirkt hat, die ursprüngliche Form mit Sicherheit erkennen. Dieser Umstand, sowie andere, durch eingehende Forschungen erhobene Merkmale setzen uns in die Lage, über die Bestimmung der urgeschichtlichen Bauwerke ein sicheres Urtheil zu gewinnen.

Wir können dieselben darnach so wie die Bauten der Gegenwart in Profan- und Cultusbauten einteilen.

Die Profanbauten sind, wenn wir von den bereits beschriebenen eigentlichen Wohnungen, den Häusern und Vorrathskammern absehen, Schutzbauten oder Befestigungswerke mit der Bestimmung, feindliche Angriffe abzuwehren. Bei dem allgemeinen Drängen der nordischen Völker nach dem sonnigen Süden gerieth allmählig die ganze Masse derselben in eine Art flüssigen Zustandes, so dass nicht nur die Grenzen an der Donau und am Rhein beiderseits mit Schutzbauten versehen wurden, um sich der steten bald da bald dort erfolgenden Angriffe zu erwehren; es drückte auch im Innern Germaniens Stamm auf Stamm, so dass auch an den Marken dieses oft meilenweit sich hinziehende Wälle aufgeworfen wurden.

Solche ganze Landesgebiete abschliessende, sogenannte Langwälle sind in vielen Gegenden Deutschlands, von besonders grosser Ausdehnung aber in unserem

Nachbarlande Ungarn zu finden; in Niederösterreich gibt es deren nicht; um so zahlreicher und gewaltiger sind die sogenannten Einschliessungswälle, welche die Bestimmung hatten, entweder einzelne Wohnsitze zu umschliessen und für eine dauernde Vertheidigung geeignet zu machen, oder einen grösseren, in der Regel nicht bewohnten Raum in wehrhaften Zustand zu versetzen, damit die Bevölkerung des ganzen Gaues mit ihrer Habe und Heerde darin Zuflucht fände.

Eines der grossartigsten Beispiele der ersteren Art, nämlich einer Ortsbefestigung, bieten die ausgedehnten und mächtigen Erdwälle von Stillfried an der March. Wer bei einer Fahrt auf der Nordbahn den Terrainverhältnissen einmal einige Aufmerksamkeit schenkte, wird bemerkt haben, dass die Bahn, welche von Floridsdorf ab fast in ununterbrochen gerader Linie nordöstlich geht, bei Stillfried plötzlich einen sehr starken Winkel bildet, um von da ab direct nördlich weiter zu ziehen. Die Bahn umgeht nämlich ein mehrere Quadratmeilen deckendes Plateau, dessen südöstlichste Ecke bei Stillfried am weitesten in das Marchfeld hinaustritt. Diese gegen die vorbeifliessende March mit steilen Rändern abfallende und durch zwei seitliche Terraineinschnitte ziemlich isolirte Ecke müsste schon frühzeitig nicht nur als sehr geeigneter Vertheidigungspunkt, sondern auch als vortreffliche Stütze für von hier ausgehende kriegerische Unternehmungen erscheinen, da sie durch ihre Lage und

Umgrenzung an sich schon sehr gesichert war, durch die ungehinderte, meilenweite Umschau eine vollkommene Beobachtung der Umgebung und durch den unmittelbar herantretenden Wald einen stets offenen Rückzug ermöglichte. In der Zeit der römischen Herrschaft musste der Ort noch viel wichtiger werden, da er dem römischen Militärlager in Carnuntum wie eine Trutzburg gegenüber stand; von hier aus sind die Kirche und der Tumulus von Deutsch-Altenburg, in dessen Nähe Carnuntum lag, deutlich sichtbar, von hier aus konnten also auch alle feindlichen Bewegungen genau beobachtet werden.

Dass nun der Ort in Wirklichkeit eine Trutzburg gegen die Angriffe der Römer gewesen, das zeigen die langgestreckten Wälle, die sich zu unserer Verwunderung bei jedem Schritte, den wir näher treten, mächtiger vor dem Auge entwickeln. Wie ich schon bemerkte, ist die Oertlichkeit ziemlich isolirt, gegen die March zu durch steile Abstürze des Lössuntergrundes, im Norden und Süden durch sanftere Thaleinschnitte, so dass die etwa 27 Hektaren grosse Hochfläche nur an der westlichen Seite mit dem Massiv des ganzen Plateau zusammenhängt. Hier war ein Angriff auf die Ansiedlung am leichtesten auszuführen, darum sehen wir sie an dieser Stelle auch durch einen Wall und Graben von ausserordentlichen Massen geschützt. Hier steigt der erstere bei einer Längenentwicklung von etwa 300 Metern bis zu einer Höhe von 12 Metern gegen aussen und von 7 Metern nach innen auf; der

davor liegende Graben hat die riesige Breite von 35 Metern und eine durchschnittliche Tiefe von 10 Metern.

Im Norden und Süden ist die Ansiedlung wohl durch die erwähnten Seitenthäler abgegrenzt, indess haben dieselben offenbar keinen völlig sicheren Schutz gegen feindliche Angriffe geboten, weshalb der grosse Wall an der Nordseite, wenn auch nicht mehr in so bedeutendem Masse, doch noch immer mit einem starken Abfall nach aussen weitergeführt wurde.

An der Südseite, die sanfter als die Nordseite abfällt, treffen wir einen doppelten Wall. Der obere, zum Theile durch die Feldarbeit eingeebnete Wall hat nur einen nach aussen gerichteten Abfall, der untere ist nach Innen wohl nur 1 bis 2, nach aussen aber immer noch mehrere Meter hoch gewesen. Dieser untere Wall scheint sich an den grossen Wall im Rücken der Ansiedlung unmittelbar angeschlossen zu haben, ist aber jetzt durch tiefe Wassereintrisse von demselben getrennt; er mochte ursprünglich eine Länge von 530 Metern haben, 400 Meter sind hievon erhalten. Zwischen diesen beiden Wällen hat augenscheinlich einer der Wege in die Ansiedlung aufwärts geführt, und zwar derart, dass man den oberen Wall zur Rechten hatte, dass also der Feind beim Forciren desselben die rechte, durch den Schild nicht beschützte Seite den Angriffen der Vertheidiger bieten musste.

Aber auch die Steilabstürze gegen die March, die für sich allein genügenden Schutz geboten hätten, scheinen mit einem nicht unbedeutenden Walle ge-

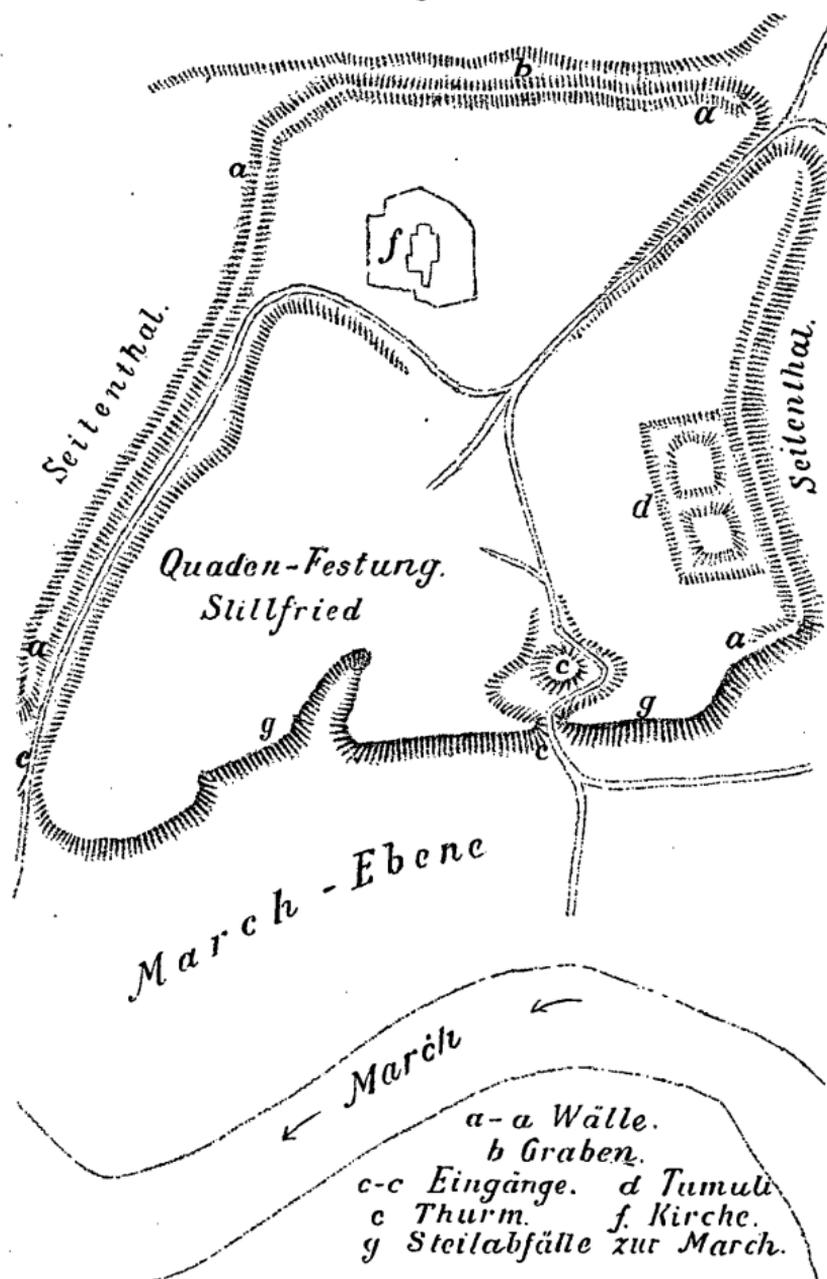
krönt gewesen zu sein, der zum Theile allmählig in die Tiefe gestürzt, zum Theile eingeebnet worden sein mag; einzelne Reste ragen noch ruinenartig empor.

An der Nordostecke der Ansiedlung erheben sich zwei besondere Erdwerke nebeneinander, beide von einem mächtigen Graben umschlossen. Das eine derselben ist ziemlich unregelmässig, während das andere eine regelmässige abgestutzte Pyramide bildet; an beide schliesst sich ein ganzes Netz kleinerer Wälle, deren einzelner Zweck nicht mehr zu ermitteln ist. Dieser ganze Theil steht unverkennbar auf den Trümmern eines römischen Castells.

Ein besonders merkwürdiges Bauwerk steht an der Ostseite, und zwar gerade dort, wo der Steilabfall zur March am höchsten ist. Es ist ein 2 bis 4 Meter hohes oblonges, thurmartiges Erdwerk von 44 Meter Umfang und mit einem breiten steilrandigen Graben umschlossen. Seine Bestimmung ist wahrscheinlich die gewesen, einen zweiten Eingang zu beherrschen, der von der March zum Zwecke des Wasserzubringens heraufführte, sowie auch das innerste Bollwerk des ganzen Festungswerkes zu flankiren.

Die Gesamtlänge der Wälle betrug einstens weit aus mehr als 1000 Meter, da sie noch heute diesem Masse nahe kommen. Sie bestehen, wie in Niederösterreich zumeist, wo auf der Oberfläche wenig Steine zu Tage liegen, aus dem Erdreich des Untergrundes, hier insbesondere aus Löss. Den grossen Wall hat man jedoch gegen das Abrutschen und gegen die Witterungs-

Fig. 1.



einflüsse überhaupt, vielleicht auch gegen die Wirkungen von Schleudermaschinen dadurch zu sichern gesucht, dass man eingebettete Holzmassen in Brand setzte, um ihn auf diese Art schichtenweise hart zu brennen. Durchgräbt man ein Stück des Walles, so stösst man auf Schichten rothgebrannter Erde stellenweise von 30—40 Centimeter Dicke, die jedoch durch den Wechsel von Nässe und Trockenheit und noch mehr durch die so oft wiederkehrenden Fröste wieder mürbe geworden ist und wie vor dem Brennen zerfällt.<sup>1)</sup>

Ueber und unter der gebrannten Schichte lagert ungebrannte Erde, dazwischen Asche, Kohle, zuweilen in grossen Stücken und mitunter Topfscherben und einzelne Artefacte.

Die manchmal sehr mächtige Humusdecke des ganzen eingeschlossenen Raumes ist durchsetzt von Asche, Kohle, Gefässscherben, thierischen und menschlichen Knochen, von verkohltem Getreide, vom hartgebrannten Wandbewurf der Hütten, von Geräthen verschiedener Art, stellenweise auch von römischen Ziegeln und Münzen. An der Hand dieser Funde ergibt sich als zweifellos, dass der innere Raum bewohnt gewesen, dass das ganze Festungswerk seine grösste Bedeutung in den Kriegen mit den Römern hatte und damals viel umstritten worden ist. Während einer kurzen Zeit war es den Römern gelungen, sich des

---

<sup>1)</sup> Die vorstehende Fig. 1 giebt einen allgemeinen Ueberblick der beschriebenen Wälle.

Platzes zu bemächtigen und dort ein nach ihrer Art mit Mörtelmauerwerk ausgeführtes, mit Ziegeln gedecktes Castell zu errichten, das jedoch bald wieder in die Hände der Germanen gefallen sein musste. Es wurde von Grund aus zerstört und über demselben eine Sühnstätte errichtet, nämlich jener pyramidenartige Bau, den wir als eine Cultus- oder Tempelstätte zu betrachten haben.

Es gebricht an der Zeit, in der Beschreibung auf die Einzelheiten einzugehen, so gross auch die Versuchung hiezu ist. Ich bemerke daher nur kurz: jene mächtigen Wälle mit all' dem, was sie umschliessen, gehören zu den grossartigsten Stätten germanischen Lebens, voll des grössten Interesses durch ihre Geschichte, voll des tiefsten Eindruckes durch ihre noch vorhandenen gewaltigen Reste. Bis hieher hatte das nimmersatte Rom seine Adler getragen und in der innersten Burg aufgepflanzt, wo sie weithin leuchten sollten als Zeugen seiner unwiderstehlichen Kraft, und um sie wurde ein Zwinguri aufgebaut, um von hier aus die umliegenden Gaue der Germanen in Unterwürfigkeit und Knechtschaft zu erhalten. Aber welche Wandlung! Die mit allen Mitteln der hochentwickelten römischen Baukunst gefestigten Mauern sind zerfallen, von der Oberfläche verschwunden und mühsam sucht der Spaten des Forschers ihre dürftigen Reste in der Erde; die einfachen Erdhügel der Germanen daneben, die der Regen bespült, der Wind verweht, sie stehen noch heute nach anderthalb Jahrtausenden als bescheidene,

aber giltige Zeugen germanischer Thatkraft und unzerstörbarer Dauer.

Ich muss mich beschränken, dieses eine Beispiel eines germanischen Festungsbaues für viele andere anzuführen, die ich nur flüchtig erwähnen kann. In seiner äusseren Erscheinung steht dem Bilde, welches uns Stillfried gewährt, die befestigte Ansiedlung bei Deutsch - Altenburg am nächsten, wenn es auch nicht in der räumlichen Ausdehnung oder in der Mächtigkeit der Wälle diesem gleichkommt. Die ganze Anlage beider bietet viele Aehnlichkeiten; auch hier fällt zunächst die Auswahl der an den meisten Seiten steil abfallenden, an der Nordseite von der Donau gespülten, also durch die natürlichen Verhältnisse schon ziemlich gesicherten Oertlichkeit auf. Die zugängliche Seite ist wie in Stillfried durch Wall und Graben geschützt; ersterer setzt sich jedoch beiderseits auch noch am Rande der Abhänge, wenn auch in einem niedrigeren Masse fort. Offenbar hatten die Erbauer in irgend einer Weise bereits die Erfahrung gemacht, dass auch noch so steile Abstürze vor Angriffen einer mit überlegenen Hilfsmitteln ausgerüsteten Kriegskunst nicht schützen, man wird wahrgenommen haben, dass der Feind nicht nöthig hat, die felsigen Wände hinauzuklimmen, sondern mittelst eines Angriffsdammes oder hölzerner Thürme sich selbst einen Weg bahnen kann.

So wie in Stillfried hat man endlich auch hier die Wälle durch Feuer hart zu brennen versucht. Der Brand ist jedoch nur an wenigen Stellen gelungen, sei

es, dass das Material (Sand und Humuserde) nicht geeignet war, sei es, dass man nicht mit der nöthigen Geschicklichkeit vorging, die ja auch in Stillfried nicht im vollen Masse vorhanden gewesen zu sein scheint; kurz es sind die Holzmassen mehr verkohlt wie in einem Meiler, als verbrannt, und die in Folge dessen schwächere Hitze hat die Wälle nur stellenweise roth gebrannt und nicht in eine schlackige Masse verwandelt, wie in den sogenannten Schlackenwällen in Böhmen, Ungarn, in der Lausitz und anderwärts.

Die obere Schichte des inneren Raumes ist ebenfalls wie in Stillfried erfüllt von Scherben, Knochen, Asche, eisernen Pfeilspitzen, bearbeitetem Thiergehörne und ähnlichen Dingen.

Leider war schon bei meiner vor mehreren Jahren vorgenommenen Untersuchung der Ansiedlung ihr grösserer Theil unter dem Schlägel der Steinbrecher verschwunden, dem vom Strome bespülten Felsen hatte man einen Weg abgerungen und sich tief in den Berg hineingearbeitet; auf den einzelnen stehen gebliebenen unzugänglichen Klippen ragten die Reste der Wälle empor mit Asche und rothgebrannter Erde und zeigten an den vom Rasen entblössten Stellen, so eng und sorgfältig gelagert, wie sie einst hingeschichtet worden waren, die langen schwarzen verkohlten Stämme. Nicht ohne Bewegung steht man an diesen Ruinen!

Eine ebenfalls umwallte Ansiedlung trug der Braunsberg bei Hainburg auf seiner ebenen und nur sanft gegen Norden geneigten Hochfläche. An allen

Stellen, wo man schürft, kommen die vom Moder der Abfälle schwarz gefärbte Erde, Topfscherben und Knochen zum Vorschein, sichere Beweise für eine uralte Besiedlung. Aus diesem Grunde kann auch die Bestimmung des gegen die Innenseite der Hochfläche durchschnittlich einen Meter hohen, künstlich aufgeschütteten Wall, der ringsum scharf am Rande des Abfalles hinläuft, keinem Zweifel unterliegen. Er ist unverseht erhalten, hat eine Längenentwicklung von 1640 Metern und schliesst einen Raum' von 13 Hektaren ein, gross genug, um eine ansehnliche sesshafte Bevölkerung, im Kriege auch noch vorübergehend ein Heer oder Hausthierheerden in sich aufzunehmen. Die geringe Höhe von einem Meter könnte es fast zweifelhaft machen, ob denn der Wall wirklich den Zweck einer Befestigung hatte. Es ist jedoch zu bedenken, dass der Abfall desselben nach aussen eigentlich gar nicht zu bestimmen ist, da er sich unmittelbar an das nach allen Seiten steile Gehänge des Berges anschliesst, dass dieses für künstliche Angriffsvorrichtungen, also für Dämme oder Thürme wegen seiner allzu grossen Höhe gar nicht zugänglich ist, und dass wir uns diese, sowie selbst die kolossalen Wälle von Stillfried und Altenburg mit Palissaden oder doch mit Hürden bewehrt denken müssen, so wie die Darstellungen auf der Antoninssäule die quadischen oder markomanischen Schanzwerke zur Anschauung bringen.

Wallburgen von nicht so umfassender Ausdehnung des eingeschlossenen Raumes und der Grössenentwick-

lung wie die bisher beschriebenen befinden sich bei Untersiebenbrunn im Marchfelde, auf dem Leisserberge, auf dem Steinberge bei Ernstbrunn, auf dem Buhuberge zwischen Stillfried und Dürnkrot und auf dem Scheibenberge bei Kronberg. Eine mächtige Wallböschung schliesst den obersten Theil der Oberfläche auf dem Bisamberge ab, zahlreiche Funde von Topfscherben, Klopsteinen und Mahlsteinen erweisen dessen urgeschichtliches Alter. Auch der Leopoldsberg zeigt noch Reste eines in vorgeschichtlicher Zeit angelegten Befestigungswalles, der allerdings schwer erkennbar, dennoch aber durch gleichzeitige Funde als solcher erwiesen wird. Wenn hier die erhaltenen Reste undeutlicher und sparsamer sind, so ist das durch die ursprüngliche Kleinheit der Ansiedlung und durch den Schutt der späteren Jahrhunderte leicht erklärlich.

Eine allem Anscheine nach sehr bedeutende germanische Wallburg nördlich von Stillfried ist durch die Fluthen der March fast ganz zerstört worden; an ihrer Stelle machte der Fluss, ehe er durch den Bau der Nordbahn abgedämmt worden ist, eine tiefe Bucht ins Land hinein. Kolossale Erdmassen sind hier abgetragen worden und deutlich weist schon der Name „Gachgstetten“, den die Oertlichkeit führt, auf die durch Unterspülung des Bodens entstandenen Steilabbrüche. Nur wenige noch aufragende Ueberreste lassen die einstige Mächtigkeit der Wälle erkennen. Das lockere, in den Fluss abgebrochene Erdreich ist längst entführt, aber viele andere Dinge, die einst die

menschliche Hand berührt, liegen noch auf dem Grunde des Flusses, der sie bei seinem trägen Laufe nur langsam weiter befördert und bei Hochfluthen weit unterhalb auf den Sandbänken absetzt, auf denen man dann Knochen, bearbeitete Geweihstücke, Gefässscherben, ja selbst ganze Gefässe auflesen kann.

Einen wesentlich anderen Charakter tragen jene Einschliessungswälle, welche den Zweck haben, eine in der Regel nicht bewohnte, meist tief im Walde oder sonst in schwer zugänglicher Gegend gelegene Oertlichkeit lediglich für den zeitweiligen Schutz, doch in einem solchen Umfange einzuschliessen, dass darin die Bewohnerschaft aller umliegenden Dörfer mit ihren Heerden Zuflucht finden konnte. Eines der grossartigsten Beispiele dieser Art von Befestigungsbauten sind die aus riesigen natürlichen Quadern aufgeführten Steinmauern, welche die Hochflächen des Odilienberges in den Vogesen umschliessen. In unserem Lande haben wir wohl kein so kolossales Bauwerk dieser Art, doch immerhin eines von sehr bedeutender Ausdehnung. Es befindet sich bei Hornsburg nächst Nieder-Kreuzstetten. Die Wälle haben eine durchschnittliche Höhe von 4 Metern, erreichen aber zuweilen auch eine solche von 6 bis 7 Metern über dem vor ihnen ausgehobenen Graben; sie schliessen eine in das Russbachthal tretende Landzunge von drei Seiten ab, die vierte Seite scheint durch den steilen Abfall und den noch heute, also damals viel mehr versumpften Thalgrund genügend verwahrt gewesen zu sein. Der abgeschlossene Flächen-

raum beträgt mehr als 100 Joch, war also geeignet, eine grosse Zahl von Menschen und Hausthieren aufzunehmen. Unfern von dieser Zufluchtsstätte befindet sich noch eine zweite, kleinere, die durch einen niedrigen, aber dafür doppelten Wall abgeschlossen ist. Entgegen der exponirten Lage der umwallten Wohnstätten, wie jene von Stillfried, Deutsch-Altenburg, auf dem Bisamberg u. a., sind die umwallten Refugien von Hornsburg noch heute tief im Walde versteckt und ohne Führung kaum auffindbar; es lässt sich denken, dass sie einst bei dem grösseren Bestande des Waldes umso mehr einen ausreichenden Schutz gewährt haben, als es reguläre Truppen immer meiden, in den trügerischen Schatten ausgedehnter Wälder zu treten.

Die Forschungen, welche innerhalb aller dieser Burgwälle vorgenommen wurden, haben es ausser Zweifel gestellt, dass sie den letzten Jahrhunderten vor und den ersten nach Beginn unserer Zeitrechnung, also der eigentlichen germanischen Periode angehören. Die bei Ausgrabungen oder durch Zufall zu Tage gebrachten Funde gewähren nicht nur einen vollständigen Einblick in die Culturzustände dieser Zeit, sondern auch in Sitten und Gebräuche, die wir aus anderen Quellen als germanischen kennen gelernt haben. Von ausschlaggebender Bedeutung in dieser Frage ist noch eine merkwürdige Erscheinung. In einer nicht geringen Zahl unserer heutigen Wohnorté, in deren unmittelbarer Nähe sich Wallburgen oder auch gleichzeitige nicht umwallte alte Ansiedlungen befinden, wie z. B. in

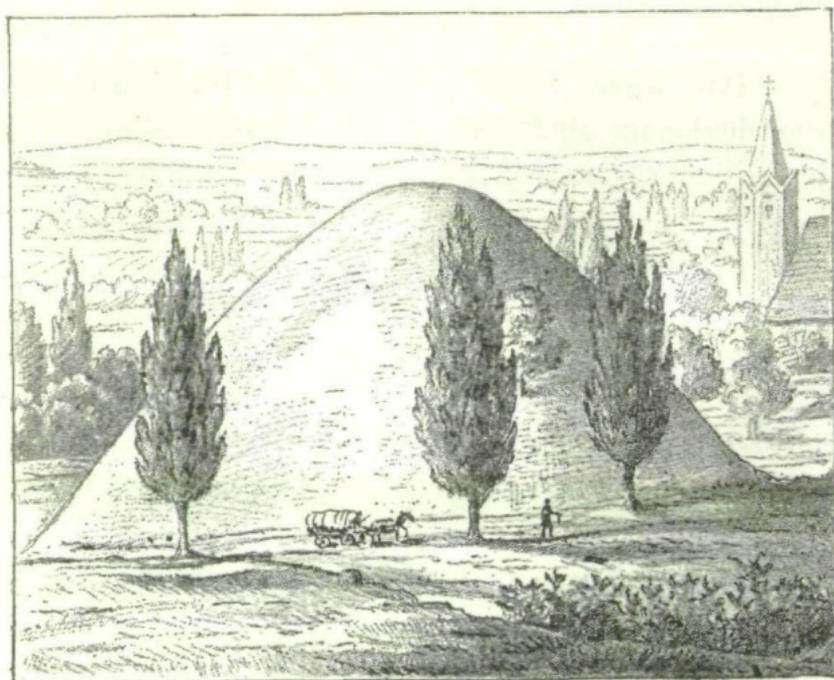
Stillfried, Deutsch-Altenburg, Untersiebenbrunn, oder bei den uralten Pfarreien von Oberleiss und Michelsberg, steht die Kirche nicht innerhalb der Häuser, sondern ganz allein auf dem Boden der alten Ansiedlung oder doch in deren unmittelbarer Nähe, ein Beweis, dass die alte Ansiedlung noch bewohnt gewesen sein muss, als die Kirche gegründet wurde. Diese Thatsache wird auch durch Funde bestätigt. Andere Orte, wie z. B. Wien, Eggenburg, Gösing, Göttweig und sicher noch viele andere stehen noch heute auf dem Terrain der alten Ansiedlungen. Durch diese Continuität der Besiedlung ergibt sich deutlich, dass kein allgemeiner Wechsel der Bevölkerung stattgefunden hat, dass also jene alten Wallburgen den Vorfahren der heutigen deutschen Landesbewohner zugeschrieben werden müssen.

So viel, was in Kürze über die Profanbauten, d. i. über die niederösterreichischen Wallburgen und ihre Erbauer gesagt werden kann.

Den Profanbauten stehen die Cultusbauten im weiteren Sinne gegenüber, das ist Bauwerke, errichtet zum Zwecke der Verehrung ausser dem Kreise der Lebenden stehender Personen. Sie scheiden sich wieder, je nachdem sie den Verstorbenen oder den Göttern gewidmet wurden; im ersten Falle sind es in aussergewöhnlichem Masse aufgeführte Grabhügel oder diesen nachgebildete einfache Denkmale (Tumuli), im zweiten Falle sind es Cultusstätten im engeren Sinne, Stätten der Gottesverehrung und Opferplätze.

Die Grabdenkmäler in unserem Lande sind ausschliesslich aus Erde und in der Form eines oben etwas abgeplatteten Kegels aufgeführt, nirgends haben wir einen um sie gelegten Steinkreis oder einen herumlaufenden Ringwall aus Erde beobachtet. Wenn schon

Fig. 2.



Deutsch-Altenburg.

ihre Zahl keine unbedeutende ist, so ist ihre Grösse zuweilen eine geradezu Bewunderung erregende. Der vielleicht vielen der Anwesenden bekannte Grabhügel von Gross-Mugel hat eine Höhe von mehr als 10 Metern und einen Umfang von 187 Schritten; ungefähr

ebenso gross sind jene von Niederhollabrunn und von Deutsch-Altenburg (siehe Fig. 2); allein Grösse übertrifft aber der gewaltige, leider schon zu einem grossen Theile zerstörte Tumulus von Gaisruck. Grabhügel von kleinerem Umfange befinden sich bei Zegersdorf, Niederfellabrunn, Hüttendorf, Bullendorf, Bernhardsthal, Rabensburg, Oberweiden, Pillichsdorf, und an anderen Orten.

Dass diese grossen kegelförmigen Hügel wirklich Grabdenkmale sind, zeigte deren Untersuchung. In jenen von Zegersdorf, Bullendorf, Pillichsdorf, Bernhardsthal und Rabensburg fand man die Asche der auf dem Scheiterhaufen verbrannten Leiche nebst dem durch das Feuer zerstörten Schmucke beigesetzt und dabei stets eine grosse Anzahl von Prunkgefässen und von Gefässen mit Speise und Trank. Besonders reich ausgestattet waren die Grabhügel von Bernhardsthal und Rabensburg.<sup>1)</sup> Bei jedem dieser Orte waren je drei Hügel; sie hatten eine Höhe von 3 bis 5 Metern und einen Umfang von 82 bis 128 Schritten; an beiden Hügelgruppen führten uralte, vielleicht die ältesten Fahrwege der Gegend vorüber. In jedem der Hügel standen 30 bis 50 Gefässe dicht zusammengedrängt, die grossen in der Mitte, die kleineren im Umkreise herum; Schalen und Schüsseln waren aber zuweilen zwei oder drei übereinander auf die grossen Urnen gestellt worden. In keiner der Urnen befand

---

<sup>1)</sup> Fig. 3 zeigt den Durchschnitt eines dieser Gräber.

Fig. 4.

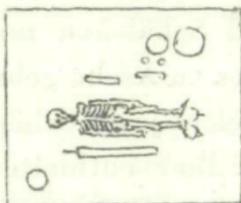
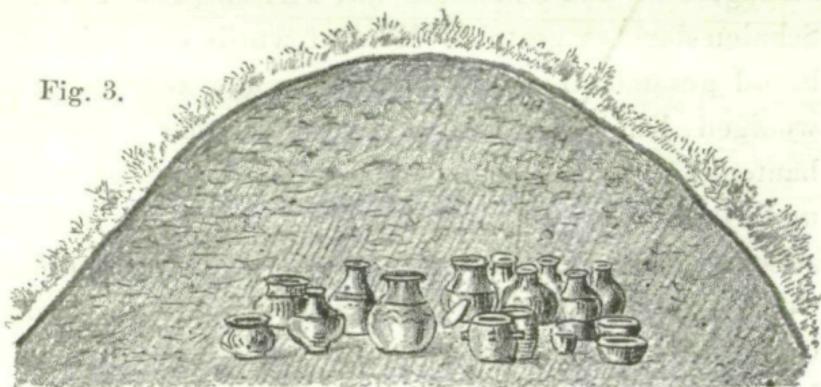


Fig. 3.



Tumuli

sich eine Spur der Leichenasche; dagegen zeigten sich in der zwischen und über den Gefässen befindlichen Erde reichliche Kohlen, gebrannte Knochentheile, ein Stück eines gebrannten menschlichen Kiefers und nebst geglühten Gefässscherben geschmolzene Reste von Bronzeschmuck. Ausserdem fanden sich in Gefässen thierische Knochen, die unverwesten Hülsen von Hirse und Gerste und Stücke einer Harzcomposition.

An der Hand dieser Funde lässt sich der Vorgang der Beerdigung mit ziemlicher Genauigkeit feststellen. Der Leichnam wurde reich geschmückt auf den Scheiterhaufen gebracht, auf denselben wurden auch grössere Gefässe gestellt und Schälchen mit wohlriechendem Harz. Nachdem Alles zu Asche gebrannt war, wurden die grossen Urnen, welche je ein Schöpfgefäss, also wahrscheinlich Meth oder Bier enthielten, in eine Gruppe zusammengestellt, andere Gefässe mit Hirse und Gerste hinzugesetzt und Schüsseln mit Fleischspeisen, sowie Schalen darüber gestellt. Hierauf wurde der Leichenbrand gesammelt, mit aller Asche des Todten, den wenigen Knochenresten, den Kohlen des Scheiterhaufens, den geschmolzenen Bronzeschmuckstücken und Glasperlen, den Scherben der im Leichenfeuer zersprungenen Gefässe, und über die ganze Gruppe der Gefässe gestreut, dazwischen noch die offenbar vom Opfermale gebliebenen Knochen geworfen. Schliesslich trugen die Theilnehmer an der Leichenfeier von allen Seiten die Erde herzu und schütteten den Hügel darüber auf, gerade so wie wir heute noch an der Er-

höhung des Grabhügels mitwirken, indem wir einige Hände voll Erde auf den Sarg des dahingeshiedenen Freundes werfen.

Der beschriebene Vorgang bei der Leichenfeier ist kein Spiel der Phantasie, er ergibt sich mit Nothwendigkeit aus den Funden. Er erinnert uns mit Lebhaftigkeit an unsere Mythen, welche die Leichenfeier unserer germanischen Vorfahren schildern. Wir wissen, dass in der heidnischen Zeit der Germanen die Sitte bestand, den Leichnam zu verbrennen. Als der lichte Frühlingsgott Balder starb, brach auch seiner Gattin Nana vor Jammer das Herz. Beide wurden auf den Scheiterhaufen gelegt, alle Götter und Göttinnen, die Thursen und Bergriesen kamen herzu; Jedes warf seine Gabe, Wodan selbst seinen Goldring auf den Scheiterhaufen. So ward auch Brynhilde (Brunhild) neben der Leiche ihres Gatten Sigurd (Siegfried) mit Mägden und Knechten edlen Geschlechts, mit Hunden und Falken und im reichsten Schmucke auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Noch deutlicher entspricht germanische Sitte den Funden unserer Heimat im Beowulfsliede, einem der ältesten Heldengedichte der Germanen. Dort heisst es:

„Dann trug man den edlen, weisslockigen König (Beowulf)  
 zur Walfischklippe.

Dort gingen ans Werk die Göttermänner,  
 Fest zu fügen den Feuerbau,  
 Mit Helmen umhangen und Heldenschilden  
 Und blinkenden Panzern, die sie erbeten hatten,

Und legten inmitten den lieben Gebieter,  
 Den werthen König mit Weinen und Klagen.  
 Dann begann am Holzstoss der Brandfeuer grösstes  
 Aufzuregen die Helden. Schwarz entwallte  
 Der qualmende Rauch, die Flammen praßelten.  
 Es legte der Wind sich erst und der Wehruf,  
 Als das Gerüste der Knochen zerbröckelt  
 Und gebrochen das Herz war. Mit bängem Gemüthe  
 Beklagten sie trauernd des Königs Tod.  
 Drauf gruben und häuften die Götterhelden  
 Einen Hügel am Berghange, hoch und breit,  
 Den Wogendurchseglern weithin sichtbar,  
 Und häuften in zehen Tagen  
 Des Schlachthelden Grabmal. Der Scheiterhaufen grösster  
 Umschloss nun den Hügel, so würdig aufgerichtet,  
 Wie es die Klügsten zu schaffen vermocht.  
 Sie vergruben im Hügel den ganzen Schatz,

— — — — —  
 So unnütz für Alle nun, wie ehemals immer!  
 Dann ward das Grabmal von Helden umritten,  
 Von Zwölfen aus allen Edelgeborenen,  
 Ihr Klaglied erhebend und des Königs gedenkend.“

Es ist selbstverständlich, dass alle die grossen Grab-  
 hügel unserer Heimat ebenfalls nur Heerführern und  
 hervorragenden Männern gewidmet sind. Dass ihre  
 Aufhäufung ein Werk Aller war, die zur Leichenfeier  
 herzugekommen, und dennoch zehn Tage, wie es im  
 Liede heisst, in Anspruch nehmen konnte, ergibt sich  
 aus den Massen dieser Hügel. So enthält der Tumulus  
 von Gross-Mugel mindestens 6000 Kubikmeter Erde.  
 Wenn wir bei der gesammten Arbeit, als beim Auf-  
 graben der Erde ringsumher und ihrer Zuführung und

Empfortragung selbst den grössten Feuereifer walten lassen, dagegen aber auch die Zeit für die Förmlichkeiten bei der ganzen Leichenfeier, für das Todtenmal, die Beisetzung der Gefässe und Anderes in Anschlag bringen, so hatten in der That 200—300 Menschen vom frühen Morgen bis zum späten Abend alle Hände voll Arbeit, um den Hügel in zehn Tagen zu vollenden.

Manchesmal trat der Fall ein, dass in späterer Zeit schon bestehende Grabhügel zu einer zweiten Beisetzung benützt wurden; ja in einem der Grabhügel von Bernhardsthal wurden in verschiedenen Zeiten sogar drei Beerdigungen vorgenommen. Die erste derselben fand zu unterst und in der eben beschriebenen Weise statt, nachdem der Körper verbrannt worden war; einige Jahrhunderte später, etwa im 2. oder 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, wurde in demselben Hügel ein Krieger, wahrscheinlich ein Anführer, bestattet und zu dem Zwecke vorher der grössere Theil der früher beigesetzten Gefässe beseitigt, in der Mitte aus starken Bohlen eine 2 Meter lange und ebenso breite Grabkammer gezimmert und in diese die Leiche auf Stroh gebettet. Zur Rechten hatte man ein langes eisernes Schwert gelegt, zur Linken Messer, Stahl und Feuerstein, zu Füssen zwei eiserne Sporen; rechts zu Häupten stand ein schwarzes henkelloses Gefäss, links zu Füssen ein gleiches Gefäss und ein zierlicher hölzerner Eimer mit eisernen Reifen und Bügeln; ausserdem fand sich noch Sand und Kohle. Die, wie es

scheint, jüngste Bestattung endlich fand ganz zu oberst statt. Hier lagen etwa einen halben Meter tief sechs Skelete von Männern, mit dem Gesichte gegen Osten gewendet, in Särgen, die zum grössten Theile vermoert waren. Es fanden sich keinerlei Beigaben oder sonstige Anhaltspunkte zur Zeitbestimmung; nur so viel geht aus der Bestattung in Särgen hervor, dass hier keine Gerichteten lagen.<sup>1)</sup>

In einer nicht geringen Zahl anderer künstlicher Hügel, die wir wegen ihrer Gleichheit mit den Grabhügeln ebenfalls als Grabhügel zu betrachten haben, wurde bei der vorgenommenen Untersuchung keine Spur irgend einer Beisetzung gefunden. Man kann nicht annehmen, dass Alles verfallen und vergangen sei, es zeigte sich vielmehr, dass entweder schon in alter Zeit eine Beraubung des Grabes wegen der darin oft enthaltenen Werthgegenstände statthatte, oder dass überhaupt niemals eine Bestattung in dem Hügel vorgenommen worden ist. In diesem Falle ist der Hügel als das Grabmal eines in der Fremde verstorbenen Volksgenossen zu betrachten. Auch für diese Sitte haben wir mannigfache Belege bei den Germanen; manchmal wurde das Haupt des gefallenen Kriegers in die Heimat gesendet und dieses mit allen Ehren bestattet; oft konnte dies nur mit einem kleinen Andenken geschehen, einmal fand man eine wohlerhaltene Locke in einem eichenen Sarge beigetzt.

---

1) Fig. 4 zeigt den Durchschnitt dieses Grabhügels.

Weitaus mannigfaltiger als die in ihrer Form stets einem mehr oder weniger abgestutzten Kegel gleichkommenden Gräber sind die Cultusbauten im engeren Sinne. Da wir bei deren archäologischen Untersuchung auf keine Gegenstände gestossen sind, die ähnlich wie bei den Gräbern mit dem Bau selbst gewissermasser ein organisches, ein einheitliches Ganzes bilden, so ist es uns nur möglich, im Allgemeinen zu sagen, dass die aus Erde aufgeführten Bauwerke der germanischen Zeit angehören, jene aus Stein aber älter sein mögen als die Erdwälle.

Ausserhalb unserer Grenzen finden sich Steinbauten für sich allein oder in Verbindung mit Erdwerken häufiger und im grösseren Masse als bei uns; zu den merkwürdigsten gehören: das Steinfeld von Carnac, das berühmte Stonehenge und das vielleicht noch grossartigere Bauwerk von Abury in England mit seinen Steinkreisen und Steinalleen. In unserem Lande, wo mit Ausnahme kleiner Theile des Waldviertels wenig Steine zu Tage liegen, war das Material zu derlei Steinbauten zu sparsam vorhanden, doch fehlten sie nicht ganz, wenn auch nur wenige bis auf unsere Zeit erhalten geblieben sind.

Auf eine Art derselben führt uns der Name eines der oben genannten Steinbauwerke, das Stonehenge in England, zu deutsch „hangender Stein“. Verwandte Steinbauten finden sich in Frankreich unter dem Namen „pierres pendues“, in Jerusalem im heiligen Fels auf Moria als „λίθος κρεμάμενος“ (ein Altar der Baalzeit),

in Deutschland als „Hinkelsteine, Henkensteine“, in Niederösterreich kehren sie mit ihrem eigentlichen Namen wieder als hangende Steine. Leider sind die meisten nur als urkundliche oder rein örtliche Namen festzustellen, ohne dass, vielleicht von dem „hangenden Steine“ am Aninger abgesehen, auch der sachliche Inhalt gesichert wäre. Solche „hangende Steine“ haben wir ausser dem oben genannten noch bei The-rasburg, bei Brunn am Steinfeld und einen „pendentem lapidem in ora montis Commageni“, also einen hangenden Stein im Wienerwalde.

Eine andere Form der Steinbauten ist die Stein-allee, wie sie namentlich bei dem grossen Bauwerke von Abury in England und in vielfachen Reihen nebeneinander bei Carnac in Frankreich vorkommt. Wir besitzen eine derartige höchst interessante Steinallee auf dem Stolzenberge bei Eggenburg, die im Jahre 1870 noch gut erhalten war. Sie besteht aus zwei Reihen von etwa 60 bis 70 Centimeter hohen, mit der Spitze in die Erde versenkten Granitsteinen, die aus der dem Berge im Norden vorliegenden Ebene 450 Schritte lang wie ein Weg auf dessen Gipfel führen. Als Weg für Menschen ist diese Steinallee aber nicht zu betrachten, da sie durch riesige und unübersteigbare Felsblöcke, die aus der Tiefe des Bodens heraufragen, nicht abgelenkt wird, sondern jenseits derselben, als ob kein Hinderniss inzwischien läge, in unveränderter Richtung weiter geht. Eine Spielerei kann dieses Werk ebenfalls nicht sein, denn dazu ist der Aufwand an Arbeit

für seine Herstellung zu gross, und es erübrigt daher nichts, als an einen den Göttern geweihten Weg, einen Wodansweg zu denken, auf dem sie den Gipfel des Berges beschritten.

Auf eine ähnliche, vielleicht nicht mehr bestehende Steinallee oder Steingasse, wie der einheimische Name lauten müsste, in der Nähe von Hollenburg an der Donau scheint eine alte Urkunde vom Jahre 890 zu deuten, welche darin „lapidea platea“ genannt wird. Wir werden uns erinnern, dass Hollenburg auch einmal Berthalsteine hiess, und dass Holla und Bertha Namen der hehrsten Göttin des deutschen Mythos sind, die im Mittelalter zuweilen als Frau Venus auftritt, und dass in der Nähe dieses Ortes öfter auch ein Venusberg genannt wird.

Ungleich besser erhalten, ja zuweilen unberührt von der Zeit und von der Menschenhand sind die sehr zahlreichen Erdwerke. Wenn sie auch in ihren Grundformen sehr einfach sind, da diese entweder aus dem Walle (Prisma) oder aus der abgestutzten Pyramide oder aus dem abgestutzten Kegel hervorgegangen ist, so entsteht doch durch die Verschiedenheit der Vereinigung dieser Elemente eine grosse Mannigfaltigkeit. So finden wir einfache oder mehrfache concentrische Ringwälle mit eingeschlossener ebener Fläche, Pyramiden mit und ohne vorliegenden Wall und Graben, ebenso kegelförmige Aufschüttungen mit einfachem bis dreifachem herumlaufenden Ringwalle oder breiten Stufen, endlich eine Vereinigung aller ein-

zelenen Elemente, des Kegelstutzes, des Pyramidenstutzes und des Walles, die sich dann zu einem wirklich grossartigen und eindrucksvollen Ganzen gestalten.

Ebenso verschieden sind die Grössenverhältnisse. Die kleine Pyramide bei Zlabern ist nur 3.75 Meter hoch und hat 800 Quadratmeter im Gevierte, wogegen jene von Untergänserndorf eine Höhe von 10 Metern erreicht und 3000 Quadratmeter bedeckt und die Wälle des „Hausberges“ von Geiselberg, sowie der Mittelbau des „Hausberges“ von Stronegg bis zu mehr als 12 Meter sich erheben und im Ganzen einen Flächenraum von 10.000—12.000 Metern bedecken.

Allerdings ist bei der Anlage dieser Bauwerke oftmals die natürliche Oberflächengestaltung benützt, dennoch sind bei vielen riesige Massen von Erdreich bewegt und aufgeschüttet worden.

Zu den durch ihre Grösse oder durch ihre Bauart wichtigsten Bauwerken dieser Art gehören jene von Spannberg, Kronberg, Geiselberg, Schrick, Grub-Stillfried, Stronegg, Wultendorf, Ober-russbach, Obersulz, St. Ulrich, Oberstockstall, Gröss-Weikersdorf, Wiesenthal, Obergänserndorf, Hetzmannsdorf, Hippersdorf, Grafendorf u. a.

Die meisten dieser Bauwerke stehen am Rande der Bergplateaux, von wo aus sie im ganzen Thale weit hin sichtbar sind, wenige auf isolirten Hügeln, wie jenes von Stronegg, oder auf isolirten Bergkuppen,

wie der Wall, welcher den kleineren Gipfel des Buschberges ringförmig umschliesst.

Ich muss es mir versagen, näher in die Beschreibung der einzelnen Bauwerke einzugehen, und will nur noch einiger der in jeder Beziehung hervorragendsten in Kürze gedenken.

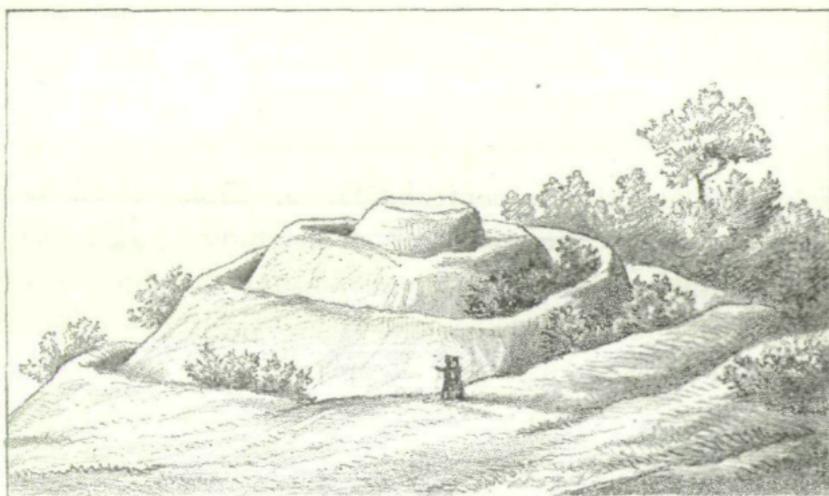
Durch seine Lage bedeutsam ist der eben erwähnte Ringwall, welcher den kleineren des 492 Meter hohen Buschberges, des höchsten Berges im unteren Manhartsviertel, umschliesst. Er hat eine Länge von 266 Schritten, während die Fläche des Gipfels selbst nur mehr 8 Meter breit und 15 Meter lang ist, also für die Anlage einer Burg oder eines Hofes, an die man denken könnte, entschieden zu klein und hiezu auch wegen des Wassermangels ringsumher ungeeignet wäre; auch fehlen alle Spuren alten Gemäuers und mittelalterliche Topfscherben, während Scherben von groben Freihandgefässen, wohl auch thierische Knochen in der dünnen Erdlage, die den felsigen Kern des Berggipfels bedeckt, zu finden sind.

In diese Art Bauwerke sind alle jene zu reihen, deren innerster Theil einem Berggipfel ähnlich aus einem regelmässigen kegelförmigen Hügel besteht, der von einem oder mehreren, oft sehr mächtigen Ringwällen umschlossen ist, nur dass eben dieser Hügel nicht wie beim Buschberg naturgewachsener, sondern zumeist aufgeschütteter Boden ist. Alle in dieser Weise ausgeführten Bauwerke machen einen mächtigen Eindruck; das grossartigste unter ihnen dürfte der „Haus-

berg“ von Geiselberg, dessen innerster Theil, der tumulusartige Aufbau, einen Umfang von 184 Schritten hat, dessen drei gewaltige Ringwälle bis zu 12·5 Meter (40 Wiener Fuss) sich erheben, von denen der äusserste etwa 600 Schritte misst. (Siehe Fig. 5.)

Bei zweien dieser Bauwerke fehlt der innere Aufbau, sie bestehen sonach einzig aus Ringwällen; der

Fig. 5.



Der Hausberg von Geiselberg.

eingeschlossene Raum ist eben. Das bedeutendere derselben und eines der interessantesten urgeschichtlichen Bauwerke in Niederösterreich ist jenes von Schrick, welches aus drei nahezu gleich hohen, vollkommen kreisrunden Wällen besteht und mit einer grossen Sorgfalt und Regelmässigkeit ausgeführt ist. Der mittlere Graben, welcher den ersten und zweiten Wall

scheidet, ist viermal durch niedrige Querriegel unterbrochen, so dass die ganze Anlage einem riesigen Sonnenrade zu vergleichen ist, dessen vier Speichen nach den vier Weltgegenden weisen. In der Mitte des eingeschlossenen Raumes steht gegenwärtig die der heil. Margaretha geweihte Pfarrkirche. Ich will nur gleich bemerken, dass die heil. Margaretha mit dem Drachen zu Füßen den Sieg des Christenthums über das Heidenthum versinnlicht, und dass daher eine Kirche dieser Heiligen auf einer Cultstätte des Heidenthums vollkommen erklärt ist.

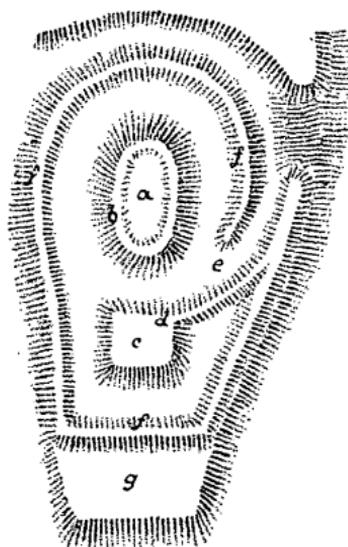
An Grossartigkeit und Mannigfaltigkeit der Anlage aber werden alle anderen urgeschichtlichen Bauwerke durch jene überboten, bei denen die einzelnen Elemente, die ihnen sonst zu Grunde liegen, nämlich Wall, Pyramide und Kegel, vereinigt zur Anwendung kamen.

Bemerkenswerth ist, dass bei diesen Bauwerken der kegelförmige Tumulus immer alles Andere überragt; die Pyramide ist, wenn auch manchmal breiter, doch immer niedriger. Die Wälle konnten nicht als Befestigung dienen, wozu sie aus vielen Gründen nicht geeignet wären, sondern hatten augenscheinlich keinen anderen Zweck als den der symbolischen Abschliessung. Dies erhellt insbesondere auch dadurch, dass mehrere der in die Classe der Cultusstätten gehörigen Bauwerke Niederösterreichs überhaupt nicht von Wällen, sondern von herumlaufenden breiten Stufen umschlossen werden. Unter diesen ist der „Hausberg“ von Obergänserndorf durch seine kolossalen Massen und durch den

Umstand von Bedeutung, dass auf dessen Plateau der Ortsfriedhof sich befindet; auch jener von Pyrawart, auf dem die Pfarrkirche steht, ist von grossem Interesse.

Das grösste und formenreichste unter den combinirten Bauwerken mag wohl jenes von Hippersdorf

Fig. 6.



Der Hausberg von Stronegg.

- a Tumulus.
- b Erhöhter Rand des Tumulus.
- c Pyramide.
- d Zugang zur Pyramide.
- e Eingang in das Innere.
- f Wall.
- g Vorplatz.

gewesen sein; es ist aber leider nur mehr in Ruinen vorhanden. Ihm zunächst kommt der schon genannte „Hausberg“ von Stronegg, dessen innerer Kegel bis fast zu 12 Meter ansteigt und einen Umfang von 323 Schritten hat, während der Wall, der das Ganze umschliesst, am Rande des äusseren Abfalles nicht weniger als 674 Schritte misst (siehe Fig. 6 und 7).

Wenn wir die einfachen Hügel, die weder Wall noch Graben, obgleich mitunter eine sehr bedeutende Grösse haben, als Gräber erklären, so wird man keinen Widerspruch dagegen erheben können, da wir unseren Ausspruch durch den Inhalt derselben bewahrheiten können. Schwieriger wird der Nachweis, dass alle anderen Formen der urgeschichtlichen Bauwerke Niederösterreichs, sofern sie nicht ganze

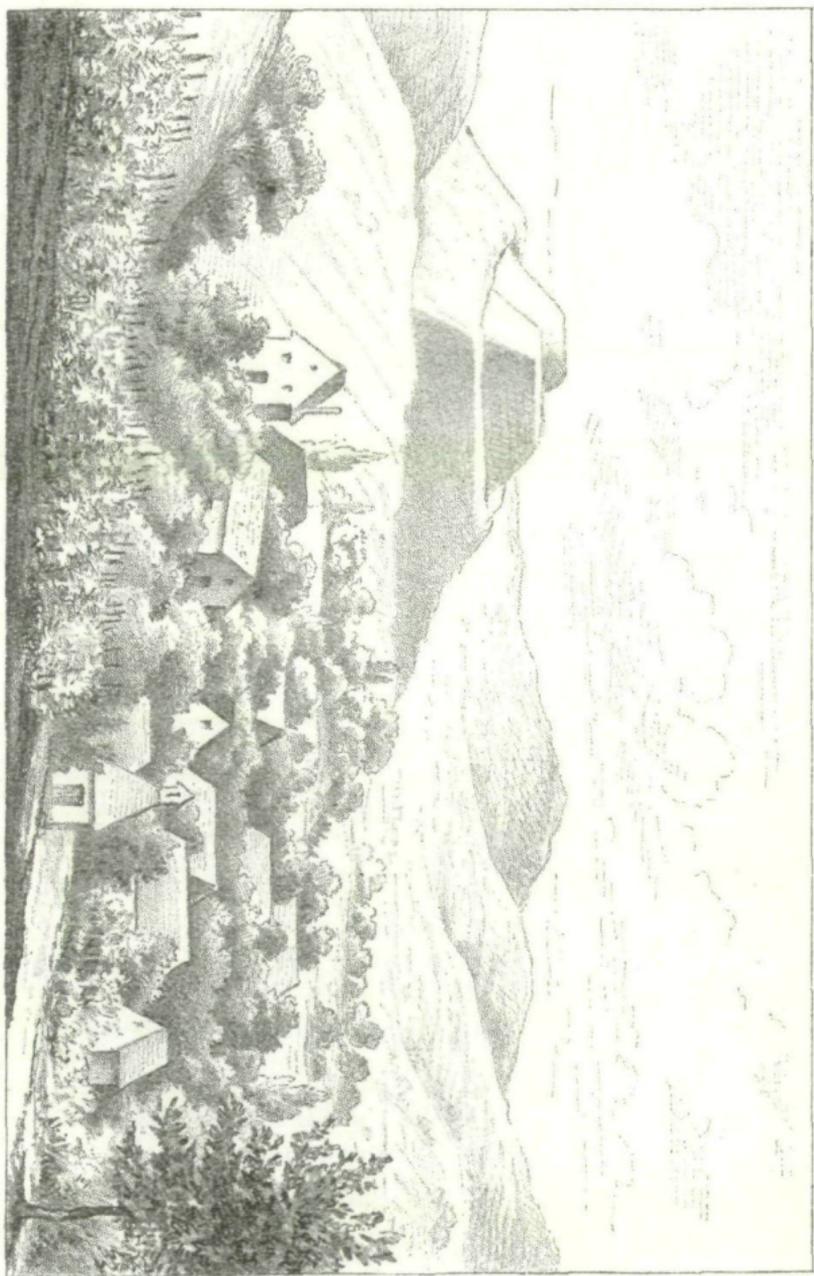


Fig. 7.

Der Hausberg von Stronegg.

bewohnte Ansiedlungen oder grosse Flächen (Refugien) eingeschlossen haben, Cultusstätten, das ist Orte sind, wo unsere germanischen Vorfahren zu den Göttern riefen und ihnen Opfer brachten.

Um die gewöhnliche gegentheilige Ansicht nicht zu verschweigen, sei erwähnt, dass man auch die eben beschriebenen Bauwerke für Befestigungen hält, in denen die Dorfschaften Zuflucht gefunden oder kleine Dynasten ihre Holzburgen errichtet hatten. Um mich indess nicht allzu lange mit diesen Meinungen aufzuhalten, frage ich nur, ob die Vertheidiger einer Pyramide oder eines Kegels, der nur von einem flachen Graben umgeben, deren Plateau oft nur 12 bis 15 Schritte breit ist, auf ihrem erhöhten Standpunkte nicht viel mehr den Geschossen der Angreifer ausgesetzt wären?

Es spricht also schon die Grundanlage gegen die Anschauung, dass wir es bei diesen Bauwerken mit Befestigungen zu thun haben. Noch deutlicher geht der Widerspruch des wirklichen Sachverhaltes gegen diesen vermeintlichen Zweck aus den Einzelheiten hervor. So wird das urgeschichtliche Bauwerk in Grafendorf bei Stockerau nur an drei Seiten von dem hufeisenförmigen Walle umschlossen, die vierte gegen die Mittagsonne gerichtete Seite ist offen. Andere Bauwerke haben freilich ringsherum laufende Wälle, allein bei einigen sind diese gerade an der zugänglichen Seite sehr niedrig, am steilen und tiefen Abhang dagegen zuweilen um ein Vielfaches höher; bei anderen überragt der äusserste Wall die inneren und beherrscht sie.

Wie hält man andererseits eine nachhaltige Vertheidigung für möglich, wenn die Bewohner einer Dorfschaft oder selbst nur ein Dynastengefolge auf einer dünnen Felsklippe, wie auf dem Buschberge, oder auf einem aufgeschütteten Erdhügel von Feinden eingeschlossen ist, wo weder Raum für die Unterbringung von Lebensmitteln und Wasser, noch Schutz gegen das Wetter geschaffen werden kann? Der innere Kegel des sogenannten Hausberges von Geiselberg hat nur 33 Schritte im Durchmesser, während der äusserste Wallumfang 600 Schritte beträgt; die Vertheidigung einer so ausgedehnten Linie würde ein Aufgebot von Mannschaft erfordern, das mit dem im besten Falle erreichbaren Zwecke, der Haltung eines Raumes von 33 Schritten im Durchmesser, in gar keinem Verhältnisse stünde.

Wenn nun unsere Ringwälle, unsere wallumgeschlossenen Erdpyramiden und Kegel keine eigentlichen Gräber sind, da wir niemals Bestattungen in denselben gefunden haben und keine Festungswerke, so bleibt kaum etwas Anderes übrig, als sie für Tempelstätten unserer heidnischen Vorfahren zu erklären. Darauf deutet schon der ungeheure Aufwand von Kraft, den ihre Ausführung erforderte, und der nur durch tiefeingreifende, mächtige Ideen hervorgehoben sein konnte.

Von entscheidender Wichtigkeit dürfte die Thatsache sein, dass viele christliche Kirchen in unserer Heimat sowohl als auch anderwärts auf der Stätte heidnischer Tempel, bei uns innerhalb der Steinkreise

und Ringwälle stehen. So wissen wir, dass in Italien Heidentempel in christliche Kirchen umgestaltet wurden; andere Kirchen stehen auf dem Trümmerwerk römischer Tempel, wie z. B. in Zara. In der Lebensgeschichte des heil. Altmann, des Gründers von Göttweig, wird erzählt, dass er seine Stiftung daselbst auf einer Stätte aufrichtete, welche durch ihre Wälle und Gräben als ein heidnisches Heiligthum bezeugt war. Sind auch in Göttweig die alten Bauwerke verschwunden, so können wir doch heute noch die Kirchen von Schrick, Höflein, Gnadendorf, Fallbach, Pyrawart, Maiersdorf inmitten der Ringwälle des alten Heidentempels sehen. Vor wenigen Jahren noch standen die Pfarrkirchen von Obergänsersdorf und Wultendorf auf den benachbarten grossen Bauwerken, was bei dem letzteren um so auffallender ist, als sich das Dorf ziemlich entfernt davon befindet und sich die Bewohner desselben gewiss nicht entschlossen haben würden, die Kirche weitausserhalb auf eine unbequem zu erreichende Anhöhe zu bauen, wenn sie nicht durch die ererbte Vorstellung von der Heiligkeit des Ortes hiezu bestimmt worden wären. Wir finden ferner Kreuze oder Capellen auf unseren Erdbauten, so in Staats, Kronberg, Spannberg, Hagenberg, und gewiss nicht ohne tiefliegende Absicht hat man die Kirchen in Ebenthal, Oberweiden, Ober-russbach, Hagenberg, Mistelbach, Kronberg, Tulbing, Spannberg, Reisenberg neben das alte Heiligthum gesetzt.

Es mag im ersten Augenblicke befremdlich erscheinen, dass so viele christliche Kirchen auf heid-

nischen Cultstätten stehen sollen, da man geneigt sein wird, den Gedanken von sich zu weisen, als habe das Christenthum gewissermassen auf der Basis des Heidenthums weitergebaut, lediglich das Alte in neuer Form weitergeführt. Eine Art Vermittlung vom alten Glauben zum neuen hat allerdings stattgefunden. So empfahl der Papst Gregor der Grosse in einem Briefe an den Abt Mellitus, man möge die Tempel der Heiden nicht zerstören, sondern mit Weihwasser besprengen und in christliche Kirchen umwandeln, damit das Volk an den durch lange Gewohnheit geheiligten Orten desto lieber und eher an den Dienst des wahren Gottes sich gewöhne. Auch möge das Volk immerhin fortfahren, rund um die Kirchen, die einst heidnische Tempel waren, in Zelten aus Baumzweigen sich zu lagern, in gewohnter Weise Thiere schlachten und verzehren, aber unter Anrufung Gottes und nicht mehr der Teufel. Der Sieg des Christenthums wurde aber gerade an solchen Stellen in besonders deutlicher Weise geoffenbart. Die meisten Kirchen auf der Stätte heidnischer Heiligthümer wurden nämlich der heil. Maria oder den Heiligen Michael, Georg, Veit und Margaretha geweiht, wie wir das im Besonderen bei der Kirche innerhalb der Ringwälle von Schrick gesehen haben. Die Attribute dieser Heiligen sind Schlangen und Drachen, die sie unter die Füße treten, Sinnbilder des besiegten Heidenthums.

Es fehlt an der Zeit, noch näher auf Einzelheiten einzugehen; ich will nur kurz beifügen, dass das Landvolk in Niederösterreich die eigentlichen Grabhügel

und die Cultstätten ganz gut auseinander hält: es nennt die ersten „Leeberge“, die letzten „Hausberge“. Noch deutlicher ist das Wesen der Sache bei dem Landvolke in Westphalen in Erinnerung; es nennt jene Bauwerke, die nur aus einem Todtenhügel bestehen, „Heidenhüwels“; sind sie aber mit einem Steinkreise umgeben, der dort die Stelle unserer Erdwälle vertritt, dann heissen sie „Heidenkerken“, und der Landmann sagt: „Dor hebbet de Heiden ene Kerke bowen wult, un sind dar mid nig fertig worden.“

Man könnte schliesslich gegen meine Ansicht, dass in einer verhältnissmässig so grossen Zahl unserer urgeschichtlichen Bauwerke germanische Tempelstätten erhalten seien, noch einwenden, dass es nach dem Zeugnisse des römischen Geschichtsschreibers Tacitus der germanischen Anschauung von der Erhabenheit himmlischer Wesen widersprochen habe, die Götter in beliebiger Menschengestalt darzustellen und zwischen vier Wände einzusperren, dass daher die Germanen keine Tempel besessen haben. Das nun, was Tacitus sagt, ist ganz richtig, aber der daraus gezogene Schluss ist falsch. Die Germanen hatten keine Tempel im Sinne eines gemauerten Gebäudes, in dem sie Götterstatuen aufstellten, wohl aber, wie Tacitus selbst hinzufügt, abgeschlossene Räume in Hainen und Wäldern, wo sie sich der Gottheit in Ehrfurcht nahten. Wir besitzen ausserdem noch eine Anzahl anderer Zeugnisse, aus denen auf das Sicherste hervorgeht, dass die Germanen bestimmte Orte der Gottesverehrung hatten,

die im Wesentlichen in einer Einschliessung durch Steinkreise und Ringwälle bestanden. Auch hier ist es wieder Tacitus, der von Zerstörung einer solchen germanischen Cultstätte (Tamfanum) durch die Römer berichtet. Ganz zweifellos ergibt sich die Existenz von bestimmten Stätten der heidnischen Gottesverehrung aus dem schon erwähnten Briefe des Papstes Gregor des Grossen an den Abt Mellitus; die Lebensbeschreibung des heil. Altmann und eine Nachricht des Geschichtsschreibers Ebendorfer (vom Jahre 1462) kennen sie auch in unserer Heimat.

Aus dem Briefe des Papstes Gregor des Grossen entnehmen wir noch im Besonderen, dass das Volk bei seinen Götterfesten um die heilige Stätte im Kreise gelagert war und hier das Fleisch der Opferthiere verzehrte, wozu die Ringwälle und die bei einigen Bauwerken um dieselben herumlaufenden Stufen gedient haben dürften. Diese hatten aber zugleich den Zweck des symbolischen Abschlusses des inneren Raumes, den nur der Priester betreten durfte. Aus der Anlage der meisten dieser Bauwerke geht hervor, dass der eingeschlossene innere Raum und insbesondere der kegelförmige Aufbau der wichtigste und erhabenste Theil des Ganzen war; er bildete ohne Zweifel jenes innere Heiligthum, das nur mit Ehrfurcht geschaut werden durfte. Das war der „heilige Berg“, der Hochsitz der Götter, hier wurden die erbeuteten Schätze, die dem Feinde entwundenen Waffen niedergelegt, hier standen in Friedenszeit des Stammes Thierbilder und Feld-

zeichen, von hier wurden sie herabgeholt, um der Gefolgschaft in die Schlacht vorangetragen zu werden, wenn es galt, den von den Vätern ererbten Boden mit der Waffe in der Hand stets aufs Neue zu erwerben.

So haben unsere germanischen Vorfahren nicht nur hier, sondern fast überall in ihren heimatlichen Wohnsitzen gebaut, kunstlos, aber dauerhaft. Wo sind dagegen die stolzen Bauten der Römer, wo ihre Städte, ihre Tempel und Paläste, ihre Kriegslager und Castelle längs unseres heimatlichen Stromes? Sie sind zerfallen und wären spurlos verschwunden, wenn nicht der Rasen seine schützende Decke über die Trümmer gelegt hätte. Ein einziger Bogen nur, der letzte Rest des einst glänzenden Carnuntum, der wiederholten Residenz römischer Cäsaren an der Donau zeugt noch von der verschwundenen Pracht und Herrschaft.

Die Bauwerke aus der Vorzeit unseres Volkes aber stehen noch, treue Spiegelbilder seines Charakters, anspruchslose, oft kaum auffindbare, aber unvergängliche Denkmale seiner Kraft und Ausdauer, verheissungsvolle Zeichen seiner Zukunft, erhebend und mahnend! Es ist, als sprächen unsere deutschen Urväter zu uns durch sie, als sagten sie: „Wir waren es, die hier zuerst die Axt in den Baum getrieben, den Spaten in den Rasen gestossen haben; auf diesen Wällen haben wir für Weib und Kind geblutet, diese Hügel haben wir den Göttern erhöht, diesem Boden haben wir unser Mal aufgedrückt, das Land ist unser!“

---

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Schriften des Vereins zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse Wien](#)

Jahr/Year: 1884

Band/Volume: [24](#)

Autor(en)/Author(s): Much Matthäus

Artikel/Article: [Ueber die urgeschichtlichen und im besonderen die germanischen Bauwerke in Niederösterreich und ihre Beziehung zum Volkswesen. 475-540](#)